

## Nr. 1008

### Ein Computer spielt verrückt

Alarm auf Mardi-Gras – Ein Stützpunkt in Gefahr

von ERNST VLCEK

Mehr als 400 Jahre sind seit dem Tage vergangen, da Perry Rhodan mit der BASIS von einem der schicksalsschwersten Unternehmen in den Weiten des Alls in die Heimatgalaxie zurückkehrte und auf der Erde landete.

Durch seine Kontakte mit Beauftragten der Kosmokraten und mit ES, der Superintelligenz, hat der Terraner inzwischen tiefe Einblicke in die kosmische Bestimmung der Menschheit gewonnen und in die Dinge, die auf höherer Ebene, also auf der E-bene der Superintelligenzen, vor sich gehen.

In folgerichtiger Anwendung seiner erworbenen Erkenntnisse gründete Perry Rhodan dann Anfang des Jahres 3588, das gleichzeitig zum Jahr 1 der Neuen Galaktischen Zeitrechnung (NGZ) wurde, die Kosmische Hanse, eine mächtige Organisation, deren Einfluß inzwischen weit in das bekannte Universum hineinreicht.

Die Kosmische Hanse, als deren Leiter Perry Rhodan fungiert, besitzt jetzt, im Jahr 424 NGZ, ganze Flotten von Raumschiffen und planetarische und kosmische Stützpunkte in allen Teilen der Galaxis und darüber hinaus.

Ein solcher Stützpunkt ist auch das Handelskontor auf dem Planeten Mardi-Gras. Dort kommt es unvermittelt zu alarmierenden Vorgängen, denn EIN COMPUTER SPIELT VERRÜCKT ...

*Die Hauptpersonen des Romans:*

*Alja Symens - Chefin des Handelskontors von Mardi-Gras.*

*Kredo Harven - Ein „Buchhalter“.*

*Jost Governor - Leiter eines Demontagekommandos.*

*John Nack - Ein Hanse-Manager von Mardi-Gras, der mit einer Eingeborenen Kontakte knüpft.*

*Mimi - Eine Eingeborene von Mardi-Gras.*

*Albert - Ein Computer spielt verrückt.*

1.

Die Farblosen nannten sie Mimi, und sie wußte nicht, warum, denn in Wirklichkeit war sie Beerblau. Und ihr farbloser Freund, der ihr solch einen komischen Namen gab, hieß Tschonnack, obwohl er am ehesten noch Lausdick war.

Tschonnacks rundes Gesicht war von lauter Läusen gesprenkelt, aber es waren Läuse, die sich nicht bewegten. Er konnte das Gewimmel in seinem Gesicht auch nicht bleichen und nichts damit sagen. Bis auf die bräunlichen Flecken war er blaß und also eigentlich auch stumm, wenngleich sein Gesicht manchmal eine rötliche Tönung bekam. Beerblau wußte nie, was ihr farbloser Freund mit dieser leichten Röte sagen wollte, sie konnte nur raten - und tippte stets daneben.

Lausdick, obwohl er körperlich ausgereift und bestimmt von beachtlichem Alter war, kam ihr manchmal wie ein Kind vor, das die ersten Versuche machte, sich anderen mitzuteilen. Auch Kinder wurden zornig, wenn sie sich vergeblich bemühten, sich treffend zu äußern, und sie drückten dann ihren Gefühlsausbruch in einem Laut-

1

schwall aus. So war es auch mit Lausdick, und seine Erregung war ansteckend. Sie griff auf die anderen Farblosen über, bis am Ende einer den anderen antönte und sie sich gegenseitig zu übertönen versuchten.

Bei solchen Gelegenheiten zog es Beerblau vor, sich heimlich davonzumachen, das

heißt, in der Farbe der Umgebung.

Beerblau ging zum Volk zurück und bekundete allen, die es wissen wollten, daß sie nie mehr zu den Farblosen gehen wolle. Dann blieb sie eine Weile beim Volk, führte ihr gewohntes Leben weiter und floh die Farblosen, die sie verzweifelt suchten.

Aber das ging nie lange gut. Irgendwie war Beerblau von den Farblosen fasziniert, und sie erkannte selbst, daß die Bekanntschaft mit ihnen ihr Leben verändert hatte.

Früher war alles einfacher gewesen. Beerblau hatte einfach gelebt und Leben in die Welt gesetzt, wie es der Brauch des Volkes war. Sie war glücklich gewesen. Sie aß, was sich ihr in den ihr genehmen Farben anbot, feierte Hochzeit, wenn der Richtige kam ... Oh, sie war sehr wählerisch, und sie ließ sehr viele Freier abblitzen, deren Hochzeitsgesicht nicht genau ihren Bedürfnissen entsprach. Und sie tat gut daran, denn irgendwann fand sich immer einer, der ihre Stimmung traf!... Beerblau konnte endlos lange unter Büschen und Baumkronen ausharren und deren Schattenspiele mitmachen. Sie saß im ersten Morgenlicht im Kreis ihres Volkes, und sie fand sich im Abendrot in besinnlicher Runde ein, das Gesicht zum Spiegelbild des Farbenspiels vom Werden und Vergehen geöffnet. Beerblau war jung, sie stand in der Mitte des Lebens, wie man ihr sagte. Aber sie hatte längst nichts mehr von der Unbekümmert-heit der Jugend an sich. Sie war reif, auch das gestand man ihr zu.

Man verhehlte ihr jedoch auch nicht, daß sie einen eigenen Zug im Gesicht hatte. Waschwand, der älteste im Volk, der nicht mehr viel mit Farben anfangen konnte und dessen Gesicht trüb wirkte wie verschmutztes Wasser, hatte es so ausgedrückt:

„Beerblau, du bekümmerst mich. Du schlägst aus der Art, denn du bist rastlos, voll Neugierde und Unzufriedenheit, voll Abenteuerlust wie die Zugvögel, die es nirgends hält. Das steht dir ins Gesicht geschrieben. Ich kann darin lesen, und ich lese es dir ab, wie es mit dir weitergehen wird.“

„Ich bin glücklich“, behauptete Beerblau. „Ich bin nicht anders als die anderen, und ich habe nur die Eigenheit, daß ich die Farbe der blauen Beere am besten treffe.“

„Die blaue Beere, die den Zugvögeln am liebsten ist! Du siehst, es hat eine tiefere Bedeutung, daß du schon als Kind das Beerenblau den anderen Farben vorzogst. Alle haben dich bewundert, denn keiner konnte es dir nachmachen, und du wurdest beneidet, weil dein Beerenblau die Zugvögel anlockte und du nur hinzulangen brauchtest, um diese scheuen Tiere zu fangen. Sie wurden zu deiner bevorzugten Nahrung, so daß du immer mehr von ihnen in dich aufnahmst und immer mehr wie sie wurdest. Du hast das Gesicht eines Zugvogels.“

„Pah!“ machte Beerblau. „Du gibst solch geschwollenes Zeug von dir wie Lausdick, weil du deinem Gesicht keinen verständlichen Ausdruck mehr geben kannst. Deine Farben sind fast ebenso blaß wie die Lausdicks, sie sagen nichts. Darum trägst du so dick auf, machst ein buntes, grelles Gesicht, das dabei jedoch ausdruckslos bleibt.“

„Du wirst ungerecht, Beerblau - oder soll ich dich so nennen?“ Waschwand stieß durch den Mund einen Laut aus: „Mimi!“

Beerblaus Erwiderung erfolgte ebenfalls durch Lautgebung. Sie sagte: „Tschon-nack.“

Damit wandte sie sich ab und suchte sich einen Platz, an dem sie mit sich allein war.

Waschwand stand nicht allein mit seiner Meinung da. Auch andere machten ihr Vorwürfe, daß sie mit den Farblosen Verbindung aufgenommen hatte.

2

„Das ist deine verderbliche Neugierde, Beerblau“, hielten sie ihr vor.

„Es ist meine Neugierde“, pflegte Beerblau zu bestätigen, „doch ist sie nicht verderblich. Die Farblosen sind nicht gefährlich, sie tun uns nichts. Sie haben sogar se-

gensreich für uns gewirkt. Seit sie hier sind, erblüht unsere Welt. Die Pflanzen gedeihen, der Tiere werden mehr. Warum also sollen wir die Farblosen meiden?“

Niemand konnte ihr einen vernünftigen Grund nennen, warum man den Farblosen aus dem Weg gehen sollte. Keiner im Volk brauchte einen Grund dafür, es war eine selbstverständliche Sache. Das Volk war eben scheu.

Als die ersten Farblosen auftauchten und durch das Land des Volkes zogen, da hatten sie lange Zeit keine Ahnung davon gehabt, daß dieses Gebiet bewohnt war. Sie hatten Pflanzenproben genommen und Tiere eingefangen, um diese zu untersuchen - wie Beerblau als Mimi inzwischen von Lausdick erfahren hatte.

Nur durch Zufall war es zum Kontakt gekommen, als ein Farbloser eine Blütenprobe nehmen wollte und verblüfft feststellen mußte, daß er statt einer Blüte den Kopf eines Lebewesens in der Hand hielt.

Dadurch war das Volk in Aufruhr geraten. Es floh vor den Farblosen, die ihre Bemühungen nun verstärkten, mit dem Volk in Verbindung zu treten. Schließlich hatten die Farblosen die Zwecklosigkeit ihrer Kontaktversuche eingesehen - und seit damals hatte das Volk seine Ruhe.

Man wußte, daß sich die Farblosen an der Grenze des Landes niederließen und in ihrer Farbenblindheit die Natur zerstörten und große und häßliche Gebilde errichteten, in denen sie lebten.

Manche dieser Gebilde erhoben sich in den Himmel - und verschwanden einfach in der Luft. Manchmal konnte man diese abscheulichen Gebilde aufsteigen sehen, und man hörte weit über das Land, daß sie es mit solchem Lärm und Getöse taten, wie er stets in der Nähe der Farblosen zu vernehmen war.

Aber da die Farblosen von nun an nicht mehr in das Leben des Volkes eingriffen, kümmerte man sich nicht mehr um sie und konnte wieder zu einem geregelten Alltag zurückfinden.

Gelegentlich passierte es zwar immer wieder, daß die Farblosen sich hierher verirrteten. Aber man hörte sie stets schon von weitem und konnte ihnen rechtzeitig aus dem Weg gehen.

Der eigentliche Grund, warum keiner aus dem Volk etwas mit ihnen zu tun haben wollte, war der, daß sie so fremdartig waren. Das betraf nicht nur ihre körperliche Erscheinung - sie waren groß, plump und behäbig -, sondern mehr noch ihr Verhalten.

Heimliche Beobachter hatten versucht, das Verhalten der Farblosen zu studieren - wie zuwider ihnen das auch war -, ohne jedoch ihr Wesen erforschen zu können. Sie hatten einfach keine Farben, keine verständliche Ausdrucksmöglichkeit, sondern machten nur Lärm.

Sie brüllten wie Raubtiere, zischten wie Schlangen oder kreischten wie Vögel - aber ihre Gesichter waren bar jeglichen Ausdrucks.

Erst Beerblau fand heraus, daß die Lautgebung ihre einzige natürliche Verständigungsmöglichkeit war. Wie unzulänglich diese war, zeigte sich an dem Beispiel, daß Tschonnack Beerblau Mimi nannte und sich selbst diesen komischen Namen gab, obwohl er doch eindeutig Lausdick war.

Beerblau war dennoch von diesen tollpatschigen, einfältigen, aber auch gutmütigen Riesen fasziniert.

Es war vermutlich doch ihre Neugierde und ihre Abenteuerlust, die sie stets zu den Farblosen zurückkehren ließ.

Und vor sich selbst war sie ehrlich genug zuzugeben, daß sie ihr Leben stark

beeinflußten.

\*

Beerblau verspürte nun wieder jene Unrast in sich, von der sie wußte, daß sie ihrer Unzufriedenheit entsprang. Sie war schon eine ganze Weile dem Lager von Tschonnack und seinen Farblosen ferngeblieben, und darum war sie unausgefüllt. Nun zog es sie wieder zu den lärmenden Riesen hin.

Eigentlich hatte sie sich vorgenommen, nie wieder dort hinzugehen, denn Lausdick hatte sie enttäuscht - mehr noch, er hatte ihr einen solchen Schrecken eingejagt, daß sie noch lange danach kein vernünftiges Gesicht mehr zusammenbrachte.

Lausdick hatte ihr auf umständliche Weise erklärt, daß er und seine Farblosen sich durch die Lautsprache verständigten. Daraufhin hatte sie sich ehrlich bemüht, seine „Sprache“ zu erlernen.

„Dumimi“, hatte Lausdick gesagt und auf sie gedeutet.

Beerblau verneinte und sagte daraufhin :

„Mimi.“

Lausdick äußerte sich dazu durch keinen noch so schwachen Farbwechsel, sondern deutete auf sich und tönte:

„Ischtschonnackteanne.“

Wieder verneinte Beerblau und stellte richtig:

„Tschonnack.“

Alles was recht war, wenn er ihr schon gewisse Lautfolgen vortutete, dann sollte er auch dabei bleiben!

Lausdick nahm ihre Zurechtweisung gelassen hin - Gelassenheit äußerte sich bei ihm, daß sich das Blaß um seine Gesichtsläuse nicht rötete.

Er deutete auf ein scheußliches Ding neben sich und trompetete:

„Hjüpnotschula!“

„Hjüpnotschula!“ wiederholte Beerblau.

Lausdick wiederholte den Laut, und Beerblau tat es ihm gleich.

Ein anderer Farbloser mischte sich ein und ließ auf Lausdick ein furchterregendes Rattern los. Lausdick ratterte zurück, der andere Farblose gab danach nur einen einzigen Laut von sich und wandte sein Langlos-Gesicht ihr zu. So taufte sie ihn auch - Langlos.

Langlos ging zu dem häßlichen Ding, nahm ein Stück davon ab und krönte damit sein langes, farbloses Gesicht. Was er sich aufsetzte, das sah aus wie der Deckel eines Topfes, der an Schlingpflanzen hing, die wiederum mit dem großen häßlichen Ding verbunden waren.

Langlos nahm den Deckel wieder ab, hielt ihn Beerblau hin und tönte:

„Mimidu!“

„Mimi!“ berichtigte Beerblau, aber sie verstand. Sie setzte den Deckel auf. Die Farblosen gerieten nun in Hektik. Beerblau hatte sie noch nie in so schneller Bewegung gesehen. Sie umtanzten das häßliche Ding wie eine erlegte Beute, und dabei bellten sie es an.

„Mimi!“

Es wurde schwarz. Und in die Schwärze drang etwas in ihren Kopf, das folgende Bedeutung hatte:

„Mimi. Das ... du. Terraner ... das wir. Volk. Du lernen ...“

4

Beerblau riß sich daraufhin den Deckel vom Kopf und floh. Sie konnte danach lange

ihre Farben nicht zusammenbringen, so stark hatte sich die Schwärze in ihrem Kopf breit gemacht.

Allmählich verblaßten die Schrecken, und Beerblau begann den Vorfall von der praktischen Seite zu betrachten. Lausdick und seine Farblosen hatten ihr nichts Böses antun wollen, soviel war klar. Ihre Bemühungen zielten eindeutig darauf ab, sie mittels des häßlichen Dinges ihre Art der Verständigung zu lehren.

Je länger sie darüber nachdachte, desto reizvoller fand sie diesen Gedanken. Und schließlich war Beerblau soweit, daß sie sich auf den Weg zum Lager der Farblosen machte.

\*

Beerblau erlebte mit Lausdick immer wieder neue Überraschungen.

Diesmal kam sie nicht einmal sofort dahinter, daß der Farblose ihr diese Überraschung bereitete.

Denn er kam in Gestalt eines aus dem Volk. Natürlich durchschaute Beerblau die Fälschung sofort, denn sein Gesicht war eine schreiend bunte Fratze, deren Farbkombination eine einzige Beleidigung war. Beerblau hatte dafür die entsprechende Antwort - und daraufhin löste sich die Fälschung auf.

An ihrer Stelle tauchte Lausdick auf. Er deutete - und lärmte dabei - auf ein häßliches Ding, das ein anderer Farbloser trug, und Beerblau erkannte, daß damit die Fälschung erzeugt worden war.

Sie fand, daß dies eine rührende Geste war. Jeder andere aus dem Volk hätte das als Beleidigung aufgefaßt. Aber sie wußte, daß die Farblosen damit nur ihren guten Willen bekunden wollten.

Beerblau zeigte ihnen, daß sie geschmeichelt war und sich geehrt fühlte und folgte ihnen in ihr Lager. Auf dem Weg dorthin begegneten ihnen noch weitere Farbobjekte, die Beerblau als überaus geschmacklos und sinnverwirrend empfand. Doch sie wußte, was die Farblosen damit bezweckten und machte dazu eine gute Miene.

Woher sollten sie auch wissen, daß Farbe nicht gleich Farbe war!

Sie erreichten das Lager, und Beerblau begab sich sofort zum Häßlichen. Sie betrachtete es lange und eingehend, bis sie keine Angst mehr davor verspürte.

Es war ganz still um sie, als sie sich auf den vorgesehenen Platz setzte. Ein Farbloser begann aufgeregt zu schnattern, aber Lausdick brachte ihn mit einer Bewegung zum Verstummen. Er hatte neben seinen Läusen noch zusätzlich rote Flecken im Gesicht bekommen. Das verriet seine Erregung.

Er tönte:

„Mimi!“

„Tschonnack!“ tönte sie zurück und war nicht minder aufgeregt, denn sie konnte es kaum erwarten, den Topfdeckel mit den Schlingpflanzen aufgesetzt zu bekommen.

Waschwand mochte schon recht haben, sie schlug völlig aus der Art. Denn was sie alles mit sich anstellen ließ, das war für einen aus dem Volk nicht schicklich. Aber sie konnte nicht anders, sie brannte darauf, daß man sie lehrte, sich bellend, trompetend und krächzend zu verständigen. Wenn sie das erst einmal geschafft hatte, dann konnte sie die Farblosen vielleicht sogar dazu bringen, sich nach Art und Weise des Volkes mitzuteilen.

Beerblau erschrak, als sich plötzlich Schwärze über sie senkte. Aber sie hielt an sich, lauschte den Geräuschen in ihrem Kopf und harrete geduldig im Dunkeln aus. Das kostete sie große Überwindung, und trotz allen Bemühens spürte sie, wie Panik

in ihr aufstieg. Als sie das Dunkel nicht länger mehr zu ertragen können glaubte, da geschah das Wunder.

Sie konnte wieder sehen. Zuerst waren die Bilder ohne Farbe und ohne Tiefe. Dann bekamen die Schatten Farbtupfer und färbten sich allmählich ganz ein. Allerdings erschienen ihr die Farben verfälscht.

„Blau“, sagte eine Stimme, und Beerblau hätte darüber lachen können, denn dieser Klecks war alles andere als blau. Sie drückte instinktiv mit ihrem Gesicht aus, was blau war - und da passierte des Wunders zweiter Teil: Das Bild bekam allmählich die Farbe der blauen Beere.

„Beerblau, meine Farbe!“ dachte sie.

„Du ... sprechen ...“, erklang es in ihrem Kopf. „Du, Mimi, du Beerblau - eine Dirto. Dein Volk: Dirto. Ich:

John Nack.“

Sie sah Lausdick vor sich und erkannte, daß sie seinen Namen bis jetzt fälschlicherweise wie Tschonnack ausgesprochen hatte. Er hieß John Nack. Aber Lausdick gefiel ihr besser.

Er verschwand und machte anderen Bildern Platz. Sie bekam das Gebilde im Grenzland des Volkes zu sehen - jene Anhäufung von Häßlichkeiten, in denen die Farblosen lebten und von wo aus sie ihre häßlichen Gebilde in die Luft aufsteigen ließen.

Zu diesen Bildern wurden ihr Laute vermittelt.

Sie lernte Begriffe wie „Raumhafen“, „Handelskontor“, „Haus“, „Raumschiff“ und „Wohnung“ - verständlicherweise ordnete sie sie anfangs nicht den richtigen Bildern zu. Beerblau brachte überhaupt vieles durcheinander, aber sie tröstete sich damit, daß es den Farblosen umgekehrt auch nicht anders ergangen wäre. Das hatte sich gezeigt, als sie sie durch Farben anlocken wollten und in ihren Kompositionen arg danebengriffen.

Immer mehr Begriffe stürmten auf sie ein, die dazugehörigen Bilder wechselten einander immer rascher ab.

Nachdem sie einiges aus der Umwelt der Farblosen kennengelernt hatte, bekam sie vertrautere Bilder zu sehen - Bilder aus ihrem Lebensbereich.

Sie sah viele bekannte Tiere und Pflanzen, und zu jeder Art wurde eine eigene Lautfolge genannt. Beerblau sprach sie nach. Es machte ihr Spaß, und gerade als sie Gefallen an diesem Spiel gefunden hatte, stürzte die Dunkelheit auf sie ein.

Aber gleich darauf wurde es wieder hell, und Beerblau fand sich in die Wirklichkeit zurückversetzt.

Zwei Farblose nahmen ihr den Topfdeckel ab - die „Schulungshaube“ - und schoben ihn in eine Halterung des häßlichen Dinges - das nicht „Hjüpnotschula“ hieß, sondern „Hypnoschuler“.

Beerblau tönte es enttäuscht:

„Hypnoschuler?“

„... genug“, tönte - nein „sagte“ - Lausdick „John Nack“ zurück. „... machen ... weiter ... zuviel ungesund ... gefährlich ...“

„Mehr“, verlangte Beerblau „Mimi“.

„Morgen“, tönte - nein, „sagte“ - Lausdick, und Beerblau wußte, das war, wenn nach dem Abendrot das Morgenlicht zurückkam.

„Morgen“, bestätigte Beerblau lautgebend und mit dem entsprechenden Mienen-spiel.

Sie blieb die Nacht über im Lager der Farblosen und konnte es nicht erwarten, bis der neue Morgen anbrach und sie wieder eine Lektion Interkosmo vom Psychoschuler

bekam.

6

\*

„Du machst gewaltige Fortschritte, mein kleiner Pinguin“, sagte John anerkennend.

„Bingün?“ fragte Mimi. „Was ist das?“

„Verzeih, ich ver falle immer wieder in den Fehler, Namen zu gebrauchen, die dir unbekannt sind“, entschuldigte sich John. Und er erklärte geduldig: „Pinguine, das ist der Plural, sind Tiere, äh, Wesen, die auf meiner Heimatwelt Terra leben und eine gewisse Ähnlichkeit mit euch Dirtos haben. Allerdings ist diese Ähnlichkeit sehr oberflächlich. Natürlich haben sie nicht eure Mimikry-Fähigkeit.“

„Mimikry-Fähigkeit“, war der Ausdruck, mit dem John Nack Beerblaus Gesichtssprache bezeichnete und von dem der Name abgeleitet war, den er ihr gegeben hatte: Mimi. Der Ausdruck gefiel ihr nicht, denn er ließ sich nicht in eine Farbe umsetzen, sondern umfaßte das gesamte Spektrum.

„Du bist eine überaus gelehrige Schülerin“, fuhr John fort. Er verzog das Gesicht - das war „Lächeln“ - und fügte hinzu: „Du bist wie ein Faß ohne Boden, wie ein Vakuum ... oh, entschuldige. Vergiß es, Mimi, das kann ich dir nicht erklären.“

„Warum nicht?“ fragte Beerblau.

„Lassen wir das, einverstanden?“ Johns Gesicht lief rot an, und er wischte sich den Schweiß von den Läusen, die eigentlich den Namen „Sommersprossen“ hatten. John wollte auch nicht Lausdick genannt werden, obwohl dies auch in der Lautsprache ein sehr treffender Ausdruck für ihn war.

„Nein, wir lassen es nicht“, beharrte Mimi.

„Na, wenn du unbedingt darauf bestehst“, sagte John. „Ich wollte eigentlich nur ausdrücken, daß du unglaublich rasch begreifst und überaus intelligent bist. Du hast unter dem Hypnoschuler in einer Rekordzeit sprechen gelernt, obwohl dein Volk gar keine Lautsprache hat. Du besitzt zwar Sprechorgane, aber du hast sie nie zur Verständigung eingesetzt ...“

„Ich habe nie gewußt, daß Lautgebung Sprache ist“, sagte Mimi, „sonst...“

Sie verstummte, weil sie ihre weiteren Gedanken nicht in passende Worte umsetzen konnte. Sie dachte: Demnach sprechen auch die Tiere miteinander, das Rauschen der Pflanzen im Wind ist Sprache, das Murmeln der Flüsse, der Wind selbst und der Donner im Himmel. Was ist meinem Volk bisher alles entgangen, da es glaubte, nur Farbe und Mimik sei Sprache. Es war lustig, das Zwitschern eines Vogels nachzuahmen, zu säuseln wie der Wind, mit dem Bach zu murmeln, aber es war bloß ein Nachäffen ohne wirklichen Sinn. Es ist dasselbe, wie wenn John Lausdick Nack mit seinen Apparaturen Farben hervorzaubert: Sie sind willkürlich gemischt und haben keinen Inhalt.

Mimi erkannte, daß sie nun die Sprache der Menschen ein wenig beherrschte, aber deswegen noch lange nicht mit Tieren und Pflanzen sprechen konnte. Sie war darüber ein wenig enttäuscht. Aber sie nahm sich vor, weiter zu lernen, bis sie jede Lautnuance beherrschte.

„Ich will lernen“, sagte Mimi.

John lächelte.

„Ich wußte es“, sagte er. „Aber es gibt da gewisse Probleme, ich meine, Schwierigkeiten. Es ist so, daß du freiwillig zu uns gekommen bist. Du hast dich aus eigenem Antrieb einem Lehrgang unter dem Hypnoschuler unterzogen.“

„Ja, das ist richtig“, bestätigte Mimi. „Aber ist es richtig, wenn ich sage, daß ihr mich dazu verführt habt?“

„Richtiger muß es heißen, daß wir dir die Sache schmackhaft gemacht haben“, sagte John.

7

„Es ist sehr schmackhaft, ich möchte noch mehr lernen“, meinte Mimi.

„Das ist eben das Problem“, sagte John bekümmert. „Unser Hypnoschüler, den wir auf diese Expedition mitgenommen haben, hat keine ausreichende Kapazität, an, ich meine, seine Leistungsfähigkeit ist erschöpft. Du hast alles Wissen bekommen, das in ihm gespeichert ist.“

„Ich weiß aber nicht alles“, sagte Mimi, und sie dachte, daß sie auch viel von dem noch nicht verstehen konnte, was John sagte, geschweige denn, daß sie den Ruf des Vogels überhaupt nicht deuten konnte.

„Es gibt leistungsstärkere Hypnoschüler in Hades“, erklärte John. „Hätte ich gewußt, welche Aufnahmefähigkeit das Gehirn eines Dirtos besitzt, dann ... Aber das konnte niemand ahnen. Du müßtest schon mit uns nach Hades kommen, wenn du dein Wissen erweitern möchtest.“

„Ich komme mit“, sagte Mimi spontan. „Ich bin ein ...“ Sie signalisierte einen Zugvogel.

„Ich habe nichts anderes erwartet“, sagte John. „Ich glaube, rechtlich wird es keine weiteren Probleme geben, wenn du uns aus eigenem Antrieb begleitest. Aber ich erwarte mir von dir auch eine Gegenleistung. Wirst du uns erlauben, daß wir dich einigen Untersuchungen unterziehen?“

„Was meinst du damit?“

„Wir möchten deine Mimikry-Fähigkeit erforschen. Dazu brauche ich deine Zustimmung. Gibst du sie uns?“

„Ja, wenn es mich nicht das Gesicht kostet.“

„Wir nehmen dir deine Fähigkeit bestimmt nicht weg.“

Das war der Tag, an dem Beerblau ihr Volk verließ und mit Tschonnack in die nahe und doch so fremdartige Welt der Farblosen ging. Sie tat es als Schülerin des gesprochenen Wortes und als Missionarin der mimischen Farbensprache.

2.

„Gemütlich“, sagte Kredo Harven. „Wirklich, sehr gemütlich.“

„Danke“, sagte Alja Symens geschmeichelt, denn sie wußte, daß er das Kompliment ehrlich meinte. Kredo redete nicht viel, aber was er sagte, das hatte Hand und Fuß. Er war ein faszinierender Mann, von der Erscheinung her eher durchschnittlich, und er schien in seinem Beruf aufzugehen. Aber wenn man ihn näher kennenlernte, wozu Alja in den letzten drei Wochen der intensiven Zusammenarbeit genügend Gelegenheit gehabt hatte, dann konnte man feststellen, daß hinter seiner Buchhalter-Hülle ein patenter Mensch steckte.

Unter den vielen Männern, die im Handelskontor von Mardi-Gras tätig waren - überhaupt in ganz Hades -, hatte sie keinen wie ihn kennengelernt. Das war auch der Grund, warum sie ihn heute in ihre Privaträume mitgenommen hatte. Und Kredo war sich der Bedeutung dieser Geste voll auf bewußt.

„Ich bin sehr altmodisch, wenn es um die Intimsphäre geht“, sagte Alja, während sie den Wohnraum durchquerte. Vor der Bar blieb sie stehen und sagte: „Darf ich dir einen Drink meiner Wahl mixen?“

Kredo schwieg, was einer Bejahung gleichkam. Das war nicht Unhöflichkeit, sondern eben so seine Art. Er war ein Schweiger. Aber er hatte eine eigene, wenn auch schwer verständliche Körpersprache.

Alja bildete sich ein, sie zu verstehen. Sie fuhr fort:



„Ich habe alle Automaten aus meiner Intimsphäre verbannt. Ich brauche keinen Computer, der mir die Speisen zusammenstellt oder mich zur Freizeitbeschäftigung

8

animieren muß. Roboter sind für die Arbeit da, das sagt schon der Name. Hier ist mein Reich, hier können Menschen unter sich sein.“

„Diese Tatsache könnte noch von lebenswichtiger Bedeutung werden“, sagte Kredo Harven wie nebenbei. Als er Aljas fragenden Blick bemerkte, fügte er erklärend hin-zu: „Ich meine, wenn Albert nicht bald zur Vernunft kommt.“

„Ach so“, sagte Alja, und ein Schatten huschte über ihr Gesicht. Sie kam mit zwei Gläsern zurück, in denen ein goldgelber, perlender Drink wallte. „Albert ist nicht bloß ‚unvernünftig‘, selbst bei großzügigster Auslegung dieses Begriffs. Unser Kontor-Computer ist geradezu schon gemeingefährlich. Ich hoffe, Perry Rhodan hält sein Versprechen und kommt persönlich ... Aber lassen wir das. Ich möchte die Probleme mit Albert wenigstens für ein paar Minuten vergessen. Trinken wir auf den erfolgreichen Abschluß der Arbeiten.“

Sie prosteten einander zu.

„Ehrlich, ich hätte nicht geglaubt, daß ich meinen Prüfungsbericht abschließen könnte“, sagte Kredo Harven. „Und noch etwas. Ich habe von Anfang an nicht an einen simplen Programmierungsfehler eures Kontor-Computers geglaubt.“

„Du hast mich also verdächtigt, die Bücher frisiert zu haben?“ fragte Alja. Die Bezeichnung „Bücher“ war natürlich nur der traditionellen Buchhaltersprache entnommen, in der Praxis liefen die Lagerverwaltung und die Buchhaltung selbstverständlich über den Kontor-Computer. Und unter „Büchern“ waren eigentlich positronische Speicher zu verstehen.

„Nicht dich“, sagte Kredo Harven und fügte hinzu: „Dich am allerwenigsten. Ich bin froh, festgestellt zu haben, daß keine Manipulation vorliegt. Die Buchhaltung stimmt, der Fehler liegt irgendwo in eurem Albert selbst. Wenn ich sage, daß mich das freut, dann meine ich das als Buchhalter. Diese ... Zwischenfälle, die euer Computer verursacht, sind natürlich sehr bedauerlich.“

Alja nickte. Es war eigentlich ein Wunder, daß bis jetzt noch keine Menschen und auch keine anderen Intelligenzwesen den Tod gefunden hatten.

„Bitte“, sagte sie, „ich möchte nicht daran erinnert werden. Setz dich zu mir. Erzähle mir etwas über dich. Was sind deine nächsten Aufgaben? Welchen Stützpunkt wirst du als nächsten aufsuchen?“

Harven setzte sich nicht. Er blickte auf sein Armbandgerät.

„Nowgorod“, sagte er. „Ich bin in den Hanse-Basar im Kugelsternhaufen M 13 bestellt. Und dies ist der Abschied, Alja. Ich habe mir selbst eine Frist von einer Stunde gesetzt.“

„Ein Mann, ein Wort“, sagte sie enttäuscht. Sie hatte gehofft, daß das Problem mit der Positronik ihn so faszinierte, daß er bleiben und ihr beim Suchen des Fehlers helfen würde. Ein Mann von seinen Qualitäten, nicht nur als Komputerfachmann, sondern auch als Mensch, wäre ihr eine gute Stütze gewesen. Mehr im Scherz sagte sie:

„Ich habe Quarantäne über Mardi-Gras verfügt. Kein Raumschiff darf landen oder starten.“

„Das gilt doch nur für Schiffe, die Lande, oder Starthilfe brauchen“, erwiderte Harven. „Ich brauche keine Leitstrahlen, ich fliege meine Kogge manuell. Die Mannschaft ist darauf spezialisiert.“

„Fliegst du ohne Fracht?“

„Nie. Die Ladung ist bereits an Bord.“

Sie seufzte.

„Mir fällt nichts mehr ein, um dich länger zu halten.“

Er öffnete den Mund, sagte aber nichts. Sein Gesicht zeigte einen seltsamen Ausdruck, den sie schon einige Male bei ihm entdeckt hatte, und zwar immer dann, wenn

9

es ihr schien, daß er in einen Widerstreit der Gefühle geriet. Er war doch nicht schüchtern? Nein, gewiß nicht, aber sie wollte ihn gerade damit aufziehen, als ein Alarmton erklang.

Sie sprang auf und ging zum Bildsprechgerät.

„Ich dachte, deine Intimsphäre sei dir heilig“, rief Harven ihr nach.

„Es gibt Notfälle“, sagte Alja. „Und dies muß einer sein.“

Sie hatte auf einmal ein seltsames Gefühl, eine Ahnung, die ihr sagte, daß ein Unglück passieren würde. Sie meinte damit nicht einen jener Zwischenfälle, wie sie seit etwa vierzehn Tagen an der Tagesordnung waren und sich in zunehmendem Maß häuften. Nein, sie dachte an ...

Alja tastete ein.

Auf dem Bildschirm erschien ihr Stellvertreter Stefan Ragon, der wie sie terrani-scher Abstammung war. Er gehörte jedoch einer jüngeren Generation an; er hätte ihr Sohn sein können.

„Eine Kogge befindet sich im Landeanflug!“ platzte er heraus, kaum daß die Verbindung bestand. „Ihr Eigenname ist FLANDERN ...“

„Wer hat die Landeerlaubnis gegeben?“ rief Alja unbeherrscht. Sie war wütend, weil man ihren strikten Befehl mißachtet hatte. „Sie muß sofort wieder aufgehoben werden. Die FLANDERN soll ein anderes Kontor anfliegen. Wer ist dafür verantwortlich?“

„Albert!“ sagte Ragon. „Wir wußten nicht einmal, daß ein Schiff um Landeerlaubnis angesucht hat. Albert muß die Leitungen blockiert haben, auch die der Fernortung. Erst als die Kogge optisch zu erfassen war, haben wir erfahren, was da vor sich geht. Aber da war es bereits zu spät. Albert hatte das Schiff bereits im Leitstrahl.“

„Dann befiehl ihm, es wieder freizugeben.“

„Albert weigert sich“, sagte Ragon. „Er sieht keinen Grund für diese Maßnahme. Er argumentiert, daß er bereits dreitausendsechshundertneunundzwanzig Schiffe sicher gelandet und gestartet hat und es auch diesmal kann. Was soll ich dazu sagen?“

„Gib ihn mir.“

„Albert hat die Kommunikationsleitung blockiert.“

Alja sank resignierend in sich zusammen.

„Dann bleibt uns nur noch die Rolle von unbeteiligten Zuschauern. Ich sehe mir die Sache von meinem Büro aus an.“ Sie tastete aus und fragte über die Schulter: „Kommst du mit, Kredo?“

Sie wertete sein Schweigen richtig, denn er folgte ihr in das angrenzende Büro, das an die Kontor-Zentrale angeschlossen war. Ihr Stellvertreter hatte die Beobachtungs-geräte bereits durch Fernsteuerung aktiviert. Der große Monitor war eingeschaltet und zeigte den Raumhafen, um den sich die Verwaltungsgebäude und Lagerhallen der Kosmischen Hanse ringförmig anschlossen. Dahinter erst begann die Stadt Ha-des mit ihren 12.000 Bürgern.

Das Bild auf dem Monitor teilte sich, und der eine Ausschnitt zeigte den Himmel mit der Sonne Pooden. Sie stand fast im Mittag. Es war 12 Uhr 05 Planetenzeit. Der Tag hatte auch auf Mardi-Gras 24 Stunden, wenn jede davon auch um rund ein Drittel kürzer war als eine Norm-Stunde.

Nun schob sich vor die Sonne ein keilförmiges Objekt. Die eingeblendeten Meßdaten wiesen es als 110 Meter langes und am Keilende ebenso breites Raumschiff aus: Eine Kogge. Die Zugwerte des Leitstrahls waren normal, die Fallgeschwindigkeit entsprach der Norm.

Hoffentlich geht es gut, dachte Alja. Sie wußte selbst nicht, warum sie solche Angst hatte, denn das von Albert gesteuerte Landemanöver lief planmäßig ab, es gab nicht die geringste Abweichung - die Meßdaten wiesen das eindeutig aus.

10

„Albert täuscht uns!“ meldete sich da Stefan Ragon. „Manuelle Messungen haben ergeben, daß die FLANDERN um ein Viertel schneller sinkt, als Albert ausweist. Er tut das mit voller Absicht!“

„Alarmiert die Rettungsmannschaften!“ befahl Alja.

„Rettungsmannschaften alarmiert“, bestätigte Stefan Ragon.

Alja hatte schon vor Tagen den Notstand über das Hanse-Kontor verhängt und von der Stadtverwaltung bald darauf die Zustimmung dafür erhalten, diesen auch auf die Wohnbezirke von Hades auszudehnen. Sie hatte einige harte Maßnahmen anordnen müssen und unter anderem auch ein Sonderkommando, zusammengesetzt aus Hanse-Angestellten, ins Leben gerufen, das als eine Art Computer-Feuerwehr in Katastrophenfällen eingesetzt werden sollte.

Und so eine Katastrophe sah Alja auf sich zukommen, wenn die Positronik namens Albert nicht im letzten Moment sich selbst korrigierte.

Ich habe es geahnt, dachte sie und biß sich auf die Faust. Sie spürte den Druck von Harvens Händen auf ihrer Schulter und fühlte durch diese Geste ihre Spannung etwas weichen.

Es war, als wollte der Freund damit sagen: Es wird nicht zur Katastrophe kommen. Wozu gibt es ausgeklügelte Sicherheitssysteme, die Entgleisungen von Computern verhindern sollen.

Und sie glaubte sich schreien zu hören: Und was, wenn eine Positronik auch das Sicherheitssystem kontrolliert?

Sie nahm die Geschehnisse auf dem Bildschirm wie durch einen Schleier wahr. Die Wagen des Sonderkommandos hatten das Landefeld der FLANDERN erreicht. Menschen in Schutzanzügen sprangen heraus und begannen damit, die Projektoren in Stellung zu bringen. Alles geschah von Hand - und es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis Hitzeschilder und Druckwellenabsorber, energetische Prallkissen und Antigravfelder aufgebaut waren, die im Fall einer Bruchlandung den Aufprall des Schiffes mildern sollten.

Und da passierte es. Die Kogge stürzte mit unglaublicher Geschwindigkeit auf das Landefeld hinab, wurde von den Prallkissen zurückgefedert und von den Antigravfeldern für einen Moment in der Schwebe gehalten.

Doch dann brach das energetische Netz unter der Belastung zusammen. Die FLANDERN sackte mit dem Bug ab und fiel aus zwanzig Metern Höhe auf das Landefeld.

Alja schloß die Augen. Als sie sie wieder öffnete, erwartete sie, ein flammendes Inferno zu sehen. Doch zum Glück blieb den Raumschiffinsassen wenigstens das erspart.

Der Vorfall war auch so schlimm genug. Selbst wenn sich der materielle Schaden in Grenzen hielt und es keine Toten und Schwerverwundeten gab, so blieb die ungeheuerliche Tatsache, daß alles der Eigenmächtigkeit eines Computersystems zuzu-

schreiben war.

Und daß dieser Computer wahrscheinlich sogar vorsätzlich gehandelt hatte.

„Wohin wird das noch führen?“ sagte Alja müde.

„Es tut mir leid, Alja“, sagte da eine sanfte, wohlmodulierte Stimme aus der Schallwand. Es war Alberts Stimme, die Stimme der Positronik. Alja erinnerte sich, daß sie beim Betreten des Büros automatisch die Sprechverbindung zum Zentralcomputer eingeschaltet hatte. Doch die Leitung war bis nach der Katastrophe tot geblieben.

Die Stimme fuhr fort:

„Ich habe das nicht gewollt. Bis zuletzt war ich der Meinung, eine hundertprozentige Landung abzuwickeln, und die Meßdaten gaben mir recht. Ich kann es mir selbst nicht erklären.“

11

„Diesmal kannst du dich nicht auf menschliches Versagen herausreden, Albert“, erwiderte Alja zornig. „Die Katastrophe geht ganz allein auf dein Konto.“

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt“, sagte der Computer. „Ich stelle mein System jederzeit einer eingehenden Überprüfung zur Verfügung.“

„Man sollte dich deaktivieren“, sagte Alja gepreßt.

„Das darf ich nicht zulassen“, erwiderte der Computer. „Ich kenne meine Verantwortung, sie ist der wichtigste Teil meiner Programmierung.“

In Alja Symens' Ohren klang das wie Hohn.

\*

Alja Symens konnte die Zukunft nur noch im schwärzesten Licht sehen.

Dabei hatte vor zehn Jahren alles so vielversprechend begonnen, als sie erfuhr, daß sie das neu errichtete Handelskontor auf Mardi-Gras übernehmen sollte, einer Welt, die 23.480 Lichtjahre von ihrer Heimatsonne Sol entfernt war.

Sie war weder der einzige weibliche Kontorchef noch mit ihren damals 52 Jahren der jüngste. Aber sie hatte große Pläne mit sich und nahm sich vor, einer der erfolgreichsten zu werden.

Mardi-Gras bot schon von der Lage nicht die günstigste Ausgangssituation für ihre Karrierepläne. Die Sonne Pooden, deren zweiter Planet Mardi-Gras war, lag abseits der Haupthandelsrouten. Der Planet brachte selbst keine Handelsgüter hervor und war mehr oder weniger nur ein Warenumsschlagplatz.

Der Grund, warum aus Mardi-Gras nicht mehr herausgeholt wurde, sei es in Form von Abbau der Rohstoffe, einer Industrialisierung oder einer Besiedlung und Urbanisierung des Bodens, waren die Eingeborenen, Dirtos genannt. Es gab strenge Gesetze, die gravierende Eingriffe in die Ökologie einer Welt mit intelligentem Leben verboten. Und die Dirtos waren Intelligenzwesen, die ein Anrecht auf eine eigenständige Entwicklung hatten.

Alja Symens hatte in den zehn Jahren, Planetenzeit, versteht sich, nie eines jener pinguinähnlichen Wesen mit den äffischen Gesichtern in persona zu sehen bekommen - so scheu waren sie. Und sie wußte über sie nur, daß sie ihren Lebensraum an einem ausgedehnten Gebirgszug hatten, der sich zweitausend Kilometer von Hades entfernt quer über den Äquator spannte; daß sie eine Art Mimikry-Fähigkeit besaßen und faszinierende Farbenspiele auf ihre Gesichter zaubern konnten; und daß sie keine nennenswerte Kultur besaßen.

Ihr Aussehen war das, wie schon erwähnt, von Pinguinen, doch stammten sie nicht von Vögeln ab, sondern von Säugetieren. Ihr Körperpelz war flaumig, am Bauch weiß und an Rücken und Armen dunkel, von blauschwarz bis erdbraun - es war die typische

„Frackzeichnung“ von Pinguinen. Ihre Köpfe waren rund und hatten annähernd menschliche Gesichter, Hände und Füße waren viergliedrig. Viel mehr war über die-ses Völkchen nicht bekannt, obwohl sich immer wieder Forscher fanden, die Expedi-tionen zu den Lebensräumen der Dirtos starteten.

Diese Expeditionen dienten nicht nur wissenschaftlichen Zwecken, sondern hatten auch wirtschaftliche Gründe; man wollte untersuchen, ob man im Rahmen der Evolu-tionsgesetze nicht doch noch mehr aus Mardi-Gras herausholen konnte.

Der Name des Planeten stammte übrigens von einem Begriff, der soviel wie Karne-val bedeutete. Und er bezog sich auf die Dirtos mit ihren farbenfrohen Gesichtern, die den Eindruck von Karnevalsmasken erweckten ...

Alja Symens war eine gewissenhafte Leiterin des Handelskontors. Ihr unterstanden etwa 1750 Leute aus den verschiedensten Völkern, jedoch mit einem überwiegenden Anteil an Menschen, und sie hatte zu ihnen ein kameradschaftliches Verhältnis.

12

Im Vergleich zu dem doch zahlenmäßig großen Personalstand und der Ausdeh-nung des Handelskontors um den immerhin zwanzig Koggen fassenden Raumhafen war das Computersystem relativ bescheiden dimensioniert gewesen - zumindest bei Aljas Amtsantritt.

Inzwischen war die Positronik soweit ausgebaut, daß sie fast alle Lebensbereiche umfaßte, und der Raumhafenbetrieb konnte, was jedoch aus verschiedenen Grün-den, auch aus beschäftigungstherapeutischen, fast nie geschah, vollautomatisch ge-führt werden. Das Computernetz betreffend, hatte man jedoch erst die Hälfte des Plansolls erfüllt - worüber Alja in diesen Tagen überaus froh war. Sie wollte sich nicht vorstellen, was geschähe, wenn auch die Wohnbezirke von Hades voll an das Com-puternetz angeschlossen wären.

Die Lage war auch so schon schlimm genug.

Begonnen hatte alles am 8. August, in diesem 424. Jahr Neuer Galaktischer Zeit, die mit der Gründung der Kosmischen Hanse begonnen hatte.

\*

8. August 424 NGZ.

Der Schwere Holk REVAL, dessen Kommen längst avisiert war, ersuchte um Lan-deerlaubnis an. Sie wurde gewährt, nachdem die benötigten Landequadrate geräumt worden waren. Eine Routineangelegenheit, wenngleich es sich auch nicht um einen alltäglichen Vorgang handelte. Das Handelskontor Mardi-Gras hatte immerhin nur eine Kapazität von zwölf Raumschiffen die Woche. Aber wozu hatte man Albert? Das Computersystem hatte die Lösung in Nullkommanichts parat. Die REVAL wurde der Ladung Schwermetalls entledigt und mit dehydrierten Meeresfrüchten von irgendei-ner Wasserwelt beladen. Diese Umschichtung sollte der Kosmischen Hanse einen Profit von mehreren Millionen Galax bringen.

Auch die medizinische Untersuchung der Raumschiffbesatzung gehörte zur Routi-ne. Sie wurde nur stichprobenartig vorgenommen. Da meldete Albert der Kontorzent-rale diskret, daß einer von der REVAL-Besatzung eine Virusinfektion habe.

Eine Gegenprobe ergab, daß es sich um einen Fehlalarm handelte. Die REVAL konnte abgefertigt werden und startete.

Alja Symens ordnete eine Überprüfung des Medo-Centers an, doch konnte der Feh-ler, der für die Fehldiagnose verantwortlich war, nicht gefunden werden.

Gewarnt durch Vorgänge ähnlicher Art in drei anderen Handelskontoren, ließ Alja die Sache jedoch nicht auf sich beruhen. Sie ordnete eine strengere Untersuchung an.

Möglich, daß sie dadurch die Entwicklung beschleunigte, denn schon am nächsten Tag ging es Schlag auf Schlag.

9. August.

Als an diesem Morgen das zur Frühschicht eingeteilte Personal bei Dock 9 eintraf, hatte sich dort bereits die Bereitschaftsmannschaft eingefunden. Es stellte sich heraus, daß der Computer den Dienstplan durcheinandergebracht hatte. Auch in anderen Abteilungen kam es zu Verwirrung unter dem Personal, deren Posten entweder doppelt oder gar nicht besetzt wurden.

Albert wies jede Schuld von sich.

Alja erfuhr im Positronischen Datenzentrum davon, wo sie zu diesem Zeitpunkt zusammen mit Kredo Harven die Lagerbestände überprüfte. Harven hatte gerade herausgefunden, daß ein Getreidesilo als ausgelastet geführt wurde, obwohl es leer war. Harven kam durch mühevollen Kleinarbeit dahinter, daß eine falsche Speicherung vorlag. Die Fehlerquelle selbst konnte nicht gefunden werden.

13

An diesem Tag gab es zehnmal Feueralarm in den Wohnbezirken der Stadt, die an das Computersystem Albert angeschlossen waren, ohne daß irgendwo ein Brand stattgefunden hätte.

Alja fand weitere Parallelen zu den Vorfällen in den drei anderen Handelskontoren, die ein Computerversagen gemeldet hatten. Es handelte sich dabei um die Kontore auf dem Planeten Ayston in der Eastside der Galaxis, auf dem Planeten Gruumer in der Peripherie des galaktischen Zentrums und auf dem Asteroiden Waldemar nahe der Kleinen Magellanschen Wolke.

Auch dort war es zu Irrtümern und Fehlentscheidungen der Positroniken gekommen. Doch die Situation hatte sich dort wieder normalisiert, ohne daß man jedoch die Ursache für die Zwischenfälle gefunden hätte.

Alja schickte einen Bericht ins Hauptquartier der Kosmischen Hanse auf Terra.

10. August.

Aljas Bericht war im HQ-Hanse geprüft worden, man verlangte weitere Details dazu. Die Chefin von Mardi-Gras konnte an diesem Tag ihrem Bericht weitere Zwischenfälle hinzufügen.

Die vollrobotische Küche lieferte keine Menüs an die Kantine des Kontors aus.

Ein Silo wurde von der Positronik nicht geöffnet, obwohl ein Leichter Holk mit geöffneten Schleusen bereitstand, um die Ladung aufzunehmen. Gespräche mit Albert führten zu nichts. Der Computer behauptete, keine Anweisungen bekommen zu haben, den Silo zu öffnen. Er wollte dies auch nicht nachholen, nicht einmal auf Aljas persönliche Intervention.

Drei Brände, die an verschiedenen Stellen im Kontor ausbrachen, wurden von der Automatik nicht bekämpft, sie mußten von Hand gelöscht werden.

Die Visiphonzentrale, von Albert gesteuert, verursachte ein kleineres Chaos, als sie für die Dauer von einer Stunde falsche Verbindungen herstellte.

Albert wies jede Schuld von sich und verlangte eine Überprüfung seiner Positronik. Alja bestimmte eine Kommission, die permanent an der Arbeit war, jedoch nicht einmal mit Detailergebnissen aufwarten konnte. Es war einfach nirgends eine Fehlerquelle zu finden - wie schon zuvor auch nicht auf Ayston, Gruumer und Waldemar.

11. August.

Die Falschmeldungen in allen Arbeits- und Lebensbereichen häuften sich. Alja ordnete an, daß Berichte persönlich überbracht werden sollten, Berechnungen mußten

immer mehr mit Handcomputern gemacht werden, die nicht an Albert angeschlossen waren.

Kredo Harven bekam von den Speichern grundsätzlich nur noch falsche Daten und mußte dazu übergehen, die Buchprüfung an den „Zweitschriften“ vorzunehmen, die in der Regel auf Mikrofilmen festgehalten wurden. Eine mühevolle und aufreibende Arbeit.

Alja vermutete schon damals, daß der Hanse-Buchhalter hinter allem einen großangelegten Coup einer Betrügerbande sah, was er ihr später auch bestätigte.

An diesem Tag kam es zu einer Massenhysterie in Hades, als über Alberts Nachrichtenprogramm ein Bildbericht über eine Invasion der Milchstraße gesendet wurde. Es stellte sich heraus, daß es sich um ein historisches Dokument aus der Zeit der Larenkrise handelte, doch unterließ Albert diesen Hinweis und erreichte, daß unter der Bevölkerung eine Panik ausbrach.

12. August.

14

An diesem Tag streikte das Computersystem in fast allen seinen Bereichen. Alja führte ein langes Gespräch mit Albert und brachte die Positronik dazu, wenigstens die lebensnotwendigen Einrichtungen aufrechtzuerhalten. Albert begründete den Streik damit, daß er durch Deaktivierung eines Großteils des Computernetzes der Untersuchungskommission die Arbeit erleichtern wollte.

Doch das Gegenteil war der Fall, als sich die Computer-Techniker an einer Schlüsselstelle des positronischen Zellverbandes zu schaffen machten, erlitten sie durch Überschlagsenergien Verbrennungen 2. Grades. Die Diagnose des Medo-Centers lautete auf eine Virusinfektion.

Alja besprach die Möglichkeit, den Notstand für das Handelskontor auszurufen. Die Stadtverwaltung von Hades bat sie, diese Maßnahme noch hinauszuschieben und erst dann davon Gebrauch zu machen, falls die Situation noch mehr eskalierte. Man befürchtete negative Reaktionen aus der Bevölkerung, wodurch die Lage nur noch mehr verschlimmert würde.

Alja stellte als prophylaktische Maßnahme ein Katastrophenkommando zusammen, das vorerst nur im Kontorbereich zum Einsatz kommen sollte. Später mußte es jedoch auch in den Wohnbezirken von Hades eingesetzt werden.

13. August.

Dies war ein „Ruhetag“. Es kam zu keinem einzigen Übergriff der Positronik, geschweige denn zu einem Versagen. Alja schöpfte neue Hoffnung, doch es war nur die Ruhe vor dem Sturm.

14. August bis dato:

Es begann Schlag Mitternacht mit einem Großalarm. Alle an das Computernetz angeschlossenen Uhren liefen doppelt so schnell. Die gesamte Robotik verdoppelte ihre Arbeitskapazität. Alberts Tag entsprach nur noch einer halben Planetenrotation, entsprechend rascher lief auch das von Albert gesteuerte Tagesprogramm ab.

Dadurch kam es zur Überlastung des Energienetzes, so daß es schließlich zusammenbrach. Durch Kurzschlüsse wurden Brände verursacht - das Katastrophenkommando war pausenlos im Einsatz.

Aljas erste Maßnahme war, den Befehl zu geben, alle Nebenstellen des Computernetzes von der Zentralpositronik abzukoppeln und autark zu führen. Gleichzeitig damit rief sie den Notstand aus und schickte einen dringenden Hilferuf nach Terra.

Perry Rhodan versprach, persönlich nach Mardi-Gras zu kommen. Alja wartete immer noch auf sein Erscheinen. Dabei hätte es den 34. Hanse-Sprecher nur einen

distanzlosen Schritt gekostet...

Die Sofortmaßnahme, die Nebenstellen vom Hauptcomputernetz zu trennen, funktionierte nur in einigen Fällen. Dann griff Albert zum Selbstschutz. Er aktivierte die Sicherheitseinrichtungen, die den untersuchenden Technikern das Leben schwer machten. Anfangs kamen nur die defensiven Schutzvorrichtungen zur Anwendung. Aber als die Techniker darangingen, die Schutzschirme zu durchbrechen, da scheute Albert auch nicht davor zurück, die Waffensysteme einzusetzen. Dutzende von ihnen wurden paralysiert, etliche erlitten Schocks und einige sogar Verbrennungen durch Strahlenschüsse.

Alja versuchte in Gesprächen, die Positronik zu einem anderen Verhalten zu bewegen, doch Albert schob jede Verantwortung von sich.

„Ich bin hundertprozentig in Ordnung“, behauptete er. „Die Selbstüberprüfung zeigt mir, daß ich nichts falsch mache.“

„Aber selbst du mußt einsehen, daß alle Zwischenfälle auf positronische Fehlschaltungen zurückzuführen sind“, hielt Alja dagegen.

15

„Das scheint euch nur so“, erwiderte Albert. „Ich aber weiß, daß ich keine Fehlhandlungen begehe. In mir laufen die gleichen Prozesse ab wie seit dem Tag meiner Aktivierung. Ich gebe zu, daß die Indizien gegen mich sprechen, aber wo sind Beweise? Zeige mir auch nur eine Fehlerquelle, dann will ich eingestehen, daß ich im Irrtum bin. Aber du weißt so gut wie ich, daß ich nicht irre - ich kann mich nicht irren.“

Es war eine paradoxe Situation, an der sich bis zum heutigen Tag nichts geändert hatte. Wie sollte sie einem Computer, dessen Fehlverhalten offensichtlich war, sein Versagen beweisen können, wenn er die Tatsachen nicht als Beweise akzeptierte? Und wie sollte sie die Fehlerquelle finden können, wenn der Computer sich mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln dagegen wehrte?

Albert beteuerte zwar:

„Ich stelle mein System jederzeit einer eingehenden Überprüfung zur Verfügung.“

Gleichzeitig aber ließ er niemand an seine Schaltstellen heran - und behauptete dazu noch, daß er gar nichts zu seiner Verteidigung unternehme.

Es sah fast so aus, daß ein System der Positronik nicht wußte, was das andere tat.

Es war eine total verrückte Situation, eine Situation, die es eigentlich gar nicht geben durfte. Das Verrückteste daran war aber, daß Albert keine klare Linie beibehielt. Man war bei ihm nie vor Überraschungen sicher, und eine war gefährlicher als die andere.

Und als besonders erschwerender Umstand kam hinzu, daß Albert im Handelskontor und in der Stadt fast allgegenwärtig war.

Alja hatte einige Teilerfolge zu verbuchen, denn ihren Leuten war es gelungen, einige Nebenstellen von der Zentralpositronik zu trennen. Die Techniker waren weiterhin am Werk und dauernd im Einsatz, um Alberts Einflußbereich zu verringern. Bis jetzt war diese Aktion noch recht erfolgreich verlaufen.

Aber Alja fragte sich, wann Albert zum Gegenschlag ausholen und seine Außenposten zurückerobern würde.

3.

Mimi fand das alles amüsant und aufregend.

John war immer um sie und darum bemüht, ihr alles recht zu machen. Und immer wieder erkundigte er sich besorgt nach ihrem Befinden.

„Wie geht es dir, Mimi?“

„Ausgezeichnet.“



„Ist dir das alles nicht etwas zu anstrengend, Mimi?“

„Aber keineswegs, John.“

„Wirklich nicht?“ erkundigte sich John. „Kannst du alle diese vielen Eindrücke, die auf dich einströmen, auch wirklich verkraften?“

„Aber sicher“, beruhigte ihn Mimi. „Das Neue hat mich schon immer fasziniert. Jetzt erst, seit du mich mit nach Hades genommen hast, weiß ich, daß ich vom Typ ein Forscher bin.“

„Es ist unglaublich, daß du das geistig verkraften kannst“, staunte John.

„Das verdanke ich den Sitzungen mit dem Hypnoschuler“, erklärte Mimi. „Und das Memogerät ist für mich auch eine große Hilfe.“

John hatte ihr einen handlichen Kasten überlassen, den sie bequem zwischen ihren vier Fingern halten konnte. Wenn ihr etwas unverständlich war, oder wenn sie neue, ihr unbekannte Begriffe hörte oder ein Thema sie interessierte, dann brauchte sie die entsprechenden Stichworte nur auf Band zu sprechen. Auf diese Weise kamen eine Menge Fragen zusammen. John programmierte bei der folgenden Sitzung den Hypnoschuler darauf, so daß Mimi alle gewünschten Antworten bekam. Dadurch konnte

16

sie viele Wissenslücken schließen und die Zusammenhänge besser begreifen. Da es kaum etwas gab, das sie nicht interessierte, mußte sie ziemlich oft den Hypnoschuler aufsuchen.

John Nack zeigte sich darüber etwas besorgt, denn er glaubte, daß die hypnodidaktischen Sitzungen eine zu große Belastung für sie sein könnten. Darum verlangte er eine regelmäßige Untersuchung im Medo-Center.

Aber diese Vorsichtsmaßnahme hätte sich John ersparen können, denn Doc Almadin, der Leiter der medizinischen Abteilung, konnte ihr nie einen Befund ausstellen.

Doc Almadin war ein großer, schlanker und kahlköpfiger Mann aus dem Volk der Aras, der sehr gewissenhaft, aber auch sehr nüchtern war. Schon nach der ersten Bekanntschaft hatte sich Mimi vom Hypnoschuler Informationen über das Volk der Aras geben lassen, und nun kannte sie deren Geschichte. Aber sie wußte, daß ihr Bildungsniveau erst dem eines elfjährigen Terraners entsprach.

John und Doc Almadin, und auch alle anderen, bezeichneten dies als beachtlich, doch Mimi war nicht damit zufrieden.

„Nach eurer Zeitrechnung bin ich bereits 30 Jahre alt“, begründete Mimi das. „Ich möchte also wenigstens das Bildungsniveau einer Dreißigjährigen erreichen.“

„Einfach so?“ Doc Almadin schnippte mit den Fingern, und Mimi murmelte in ihr Memogerät: „Fingerschnippen - Bedeutung und Herkunft?“ Dann paßte sie auf, was der Ara ihr noch zu sagen hatte: „Es ist phänomenal, daß du den Stoff von vier Schuljahren innerhalb weniger Hypnoschuler-Sitzungen nachgeholt hast, ohne geistigen Schaden zu nehmen. Aber nun übertreibe nicht. Du kannst nicht auch eine Spezialausbildung oder gar einen akademischen Grad im Schnellsiedeverfahren durchmachen, Mimi.“

„Warum nicht? Bin ich nicht intelligent genug?“ wollte Mimi wissen.

„Darauf allein kommt es nicht an“, antwortete Almadin. „Deine Aufnahmefähigkeit scheint unbegrenzt zu sein, aber nur deshalb, weil wir deine Grenzen noch nicht kennen. Ich befürchte früher oder später eine Krise...“

„Wie lautet die wissenschaftlichmedizinische Bezeichnung dafür?“ fragte Mimi.

Almadin wollte ihr schon antworten, doch dann sah er, daß sie das Memogerät eingeschaltet hatte, und durchschaute noch rechtzeitig ihre Absicht.

„Nein, nicht mit mir, Mimi“, sagte er. „Lerne zuerst einmal die alltäglichen Dinge des

Lebens kennen. Es ist belastend genug, wenn du ein Jahrzehnt Lebenserfahrung im Schnellverfahren aufgebürdet bekommst.“

Aber obwohl sich Doc Almadin so besorgt zeigte, konnte er keine medizinischen Bedenken gegen ihre weitere Hypnoschulung anmelden.

Als sie diesmal mit John Nack ins Medo-Center kam, empfing der Ara sie mit der betrüblichen Nachricht:

„Heute müssen wir die Untersuchung streichen, und wahrscheinlich kann ich mich auch in den nächsten Tagen nicht Mimi annehmen. Auf die Diagnosegeräte ist kein Verlaß mehr. Der Fehler dürfte irgendwo in Albert liegen, aber niemand weiß, was wirklich mit der Positronik los ist.“

Albert, soviel wußte Mimi längst, war der unsichtbare, dienstbare Geist, der den Angestellten des Handelskontors und den Bewohnern der Stadt Hades die Arbeit abnahm und für ihr Wohlergehen sorgte.

„Ich wußte nicht, daß auch das Medo-Center betroffen ist“, sagte John. „Ist es sehr schlimm, Doc?“

„Nicht schlimmer als anderswo“, antwortete Almadin. „In leichteren Fällen lassen wir immer noch die Computer entscheiden. Aber hätte ich eine schwere Operation durchzuführen, würde ich keine Fehlschaltung der Robotik riskieren.“

17

„Na, da haben wir aber Glück, daß du Randwelterfahrung hast, Doc“, meinte John. Mimi war stolz darauf, daß sie wußte, wie John das meinte. Bei anderer Gelegenheit hatte sie sich vom Hypnoschüler die Information geben lassen, daß die Randwelten lange nicht so technisiert waren wie jene Planeten, die den Ballungszentren der Zivilisation zugerechnet wurden. Eine Ausnahme bildeten nur jene Welten, auf denen Handelskontore der Kosmischen Hanse eingerichtet waren. Dazu gehörte auch Mar-di-Gras.

Doc Almadin war lange Jahre auf einer dieser Randwelten stationiert gewesen und hatte sich bei seiner ärztlichen Tätigkeit mit den primitivsten Hilfsmitteln zufriedengeben müssen. Das kam ihm jetzt zugute.

„Die Chefin hat angeordnet, daß wir während des Notstands ohne die Unterstützung der Positronik auskommen müssen“, erklärte Doc Almadin. „Das geht nicht immer, aber wir schränken uns ein, wo immer möglich. Fälle wie Mimi müssen wir aber von der Behandlungsliste streichen.“

„Das macht nichts, Doc“, tröstete ihn Mimi. „Ich fühle mich ganz ausgezeichnet und habe die Untersuchungen ohnehin nicht nötig.“

„Das kann ich nur bestätigen“, schaltete sich da eine wohlklingende Stimme ein. Mimi kannte sie längst, es war die Alberts, der Positronik.

„Was mischst du dich ein“, sagte Doc Almadin ungehalten. „Deine Meinung ist nicht mehr gefragt, seit kein Verlaß mehr auf dich ist.“

„Ich bin in Ordnung“, behauptete Albert. „Aber etwas anderes, Doc. Halte dich bereit, du wirst gleich alle Hände voll zu tun haben. Man wird die Verwundeten von der FLANDERN zu dir bringen, damit du sie behandelst.“

„Ist das deine neue Methode, Alarm zu geben?“ erkundigte sich der Ara.

„Mich hat man dabei übergangen“, sagte Albert, die Positronik. „Aber ich weiß, was im Kontor vor sich geht, und wollte dich informieren.“

„Danke“, sagte Doc Almadin sarkastisch.

„Keine Ursache.“

Es dauerte nicht lange, bis die ersten Verwundeten aus dem Raumschiff eintrafen, das

die Bruchlandung gebaut hatte. Mimi erkundigte sich, warum man sie nicht gleich an Bord behandelte, wo man doch den robotischen Einrichtungen des Handelskontors sowieso nicht traute.

John sagte, das sei eine gute Frage und holte Erkundigungen ein. Als er zurückkam, berichtete er Mimi, daß die wichtigsten Schiffseinrichtungen der FLANDERN so arg beschädigt waren, daß man die Patienten lieber dem erfahrenen Doc Almadin anvertraute.

„Komm, Mimi, wir gehen“, sagte John. „Wir stören hier nur. Wir haben ohnehin miteinander zu arbeiten.“

Mimi freute sich darauf. Sie hatte schon einige dieser Symposien mitgemacht, in denen sie stets der Mittelpunkt war. Die Gespräche der Wissenschaftler und die Tests, die man dabei mit ihr machte, waren sehr interessant.

Sie erfuhr dabei immer eine Menge, auch über sich, denn es drehte sich in der Hauptsache alles um sie. Man wollte dabei ihre sogenannte Mimikry-Fähigkeit erforschen, und das gab ihr Gelegenheit, sich in Szene zu setzen.

Sie verließ mit John das Medo-Center. Auf dem Weg zu Johns Arbeitsbereich begegneten sie einer Frau und einem Mann. Die Frau begrüßte John und starrte dann Mimi an, die auf ihrem Gesicht ein wechselvolles Farbenspiel ablaufen ließ.

„Ich wußte gar nicht, daß du von deiner Expedition schon zurück bist, John“, sagte die Frau, ohne den Blick von Mimi zu lassen. „Und noch dazu, daß du sie erfolgreich beendet hast.“

18

„Ich habe mich schon vor vier Tagen zurückgemeldet“, erklärte John. „Aber mein Bericht muß in dem allgemeinen Durcheinander untergegangen sein.“

„Oder Albert hat ihn unterschlagen“, sagte die Frau. „Wie kommst du mit dem Dito zurecht?“

„Ich heiße Beerblau und bin eine Frau wie du“, sagte Mimi. „Aber du darfst mich Mimi nennen. Übrigens bin ich freiwillig mit John gekommen.“

Die Frau zeigte sich für einen Moment verblüfft, dann lächelte sie auf Mimi herab.

„Du sprichst Interkosmo schon ganz ausgezeichnet, Mimi“, sagte sie und wandte sich dann endlich John zu. „Schaut demnächst einmal bei mir vorbei, ihr beiden. Aber bitte keine Computeranmeldung, wir müssen uns daran gewöhnen, auch ohne Albert auszukommen. Jetzt müssen wir weiter.“

Die Frau winkte zum Gruß und entfernte sich. Der schweigsame Mann an ihrer Seite schloß sich ihr wortlos an.

„Wer war das?“ wollte Mimi wissen.

„Alja Symens, die Chefin des Kontors“, antwortete John. „Sie steckt ihre Nase in alles hinein.“

„Und ihr Begleiter?“ fragte Mimi.

„Kredo Harven, aber er gehört nicht zur Stammbesatzung. Er wurde vom Hauptquartier geschickt, um die Buchführung des Kontors zu überprüfen. Er ist ein Wichtig-tuer und Schnüffler.“

John Lausdick Nack sagte es mit solcher Verachtung, daß Mimi unwillkürlich aufhorchte. Das war sie von ihrem Freund gar nicht gewöhnt. Aber John sagte zu diesem Thema nichts mehr.

Als sie den Sitzungssaal mit dem Hypnoschuler erreichten, war er wieder ganz der alte.

„Sind wir vollzählig?“ rief er und blickte in die Runde. „Ich sehe, daß alle da sind. Na,

dann wollen wir mal.“

\*

Unter den Anwesenden befanden sich Chemiker, Parapsychologen, Xenobiologen, Xenophysiologen und Manager der Abteilung „Kosmetik & Hygiene“ - zu letzteren gehörte auch John Lausdick Nack. Wenn Mimi auch nicht ganz dahinterkam, auf welchen Spezialgebieten diese Leute tätig waren, so hatte sie sich davon eigene Vorstellungen gemacht.

Der Parapsychologe nannte das „asoziiieren“, und er hatte eine Reihe seltsamer Tests mit ihr angestellt, um herauszufinden, worauf ihre Mimikry-Fähigkeit zurückzuführen war.

Auch die anderen Wissenschaftler hatten komplizierte und für sie unverständliche Versuchsreihen mit ihr gemacht. Aber keiner wollte ihr verraten, was er damit bezweckte. Auch der Chemiker hatte sehr geheimnisvoll getan, aber seine Tätigkeit hatte sie noch am ehesten durchschaut. Er hatte Hautproben von ihrem Gesicht genommen - und zwar eine so geringe Menge, daß sie bei der Probenentnahme mit dem Laser-Schaber nur ein Kitzeln verspürte -, um diese auf Pigmente hin zu untersuchen.

Pigmente, das hatte ihr der Hypnoschüler verraten, waren Farbstoffe der Haut, die für ihre Verfärbung verantwortlich waren. Auch Johns Gesichtsläuse, Sommersprossen oder Epheliden genannt, waren auf solche Hauptpigmentkonzentrationen zurückzuführen.

„Puh!“ machte Mimi, denn manchmal wurde ihr die Verarbeitung des erhaltenen Wissens doch zuviel.

19

„Was ist?“ fragte John, als er ihren Stoßseufzer hörte. „Strengt dich die Sitzung zu sehr an, Mimi?“

„Nein, macht nur weiter“, sagte sie und nahm sich vor, sich besser zu konzentrieren.

„Können wir nun den Assoziationstest machen, Mimi?“ fragte John. „Der Hypnoschüler wird dir keinen Lehrstoff vermitteln, sondern Bilder, auf die du in bestimmter Art reagieren wirst. Das haben wir schon oft gemacht, ich weiß, aber einige der Anwesenden sind zum erstenmal dabei. Bist du also bereit, Mimi?“

Sie bejahte in der Farbe des Wenn-es-sein-muß-Gesichts, und John verstand. Er kicherte und sagte zu den Versammelten:

„Mimi hat mir zu verstehen gegeben, daß sie es kaum noch erwarten kann. Werte Kollegen und Kolleginnen, konzentriert euch nun auf das Gesicht unserer kleinen Dirto. Ihr könnt auf euren Monitoren die Bilder sehen, zu denen sie die jeweiligen Farbkombinationen assoziiert. Jenen, die das noch nicht mitgemacht haben, sei verraten, daß es ein einmaliges Erlebnis ist.“

Für Mimi waren diese Art von Tests anfangs auch überaus faszinierend gewesen, aber nun waren sie zur Routine geworden, und sie langweilten sie, obwohl John immer neue Szenenfolgen zusammenstellte.

„Achtung - abfahren!“

Es wurde dunkel um Mimi, gleich darauf zauberte der Hypnoschüler Bilder in ihren Geist. Es waren Szenen aus dem Land, in dem ihr Volk wohnte. Sie verspürte eine leise Sehnsucht...

„Seht Mimi genau ins Gesicht“, hörte sie John sagen. „Diese Farbkombination - was drückt sie aus?“

„Leidenschaft“, sagte jemand.

„Begierde“, ein anderer.

„Nein, das finde ich nicht“, meinte ein dritter. „Mir vermittelt das Farbenspiel des Gesichts eher ein stilleres Verlangen. Das Sehnen nach etwas schwer Erreichbarem - eine Sehnsucht.“

„Exakt“, sagte John. „Dies ist die Farbe der Sehnsucht. Weiter.“

Mimi erlebte den Tod eines aus dem Volk mit. Sie stimmte in das Klagelied der anderen ein und ging in ihrer tiefen Melancholie auf, wiewohl sie wußte, daß alles nur zu dem Spiel gehörte.

„Wehmut, Traurigkeit“, rief eine weibliche Stimme spontan, und andere stimmten mit ein: „Trauer! Diese Farben vermitteln das Gefühl von tiefer Trauer.“

Mimi wandelte im Geist durch das Land und war dabei wechselnden Stimmungen unterworfen.

„Glück!“ rief ein Mann. „Das ist das Gesicht eines glücklichen Wesens.“

„Melancholie“, sagte die Frau von vorhin, als Mimi während der nächsten Bildfolge ihre steigende Interessenlosigkeit zum Ausdruck bringen wollte. Und die Frau fügte hinzu: „Teilnahmslosigkeit ist der treffendere Ausdruck. Dies ist das Gesicht eines gleichgültigen Wesens.“

Mimi empfand in zunehmendem Maß Widerwillen, sie ärgerte sich über John, der den Test so hinauszögerte. Und sie wollte es ihm auch zeigen.

„Diese Farben drücken Zorn aus“, sagte jemand.

„Seht, der Zorn steigert sich zur Wut...“

„Welche Farbexplosion! Wie macht die Dirto das nur? Verliert sie tatsächlich die Beherrschung, oder tut sie nur so?“

„Wir brechen besser ab!“ bestimmte John da, der endlich begriffen hatte. „Gönnen wir Mimi eine Pause.“

20

Er schaltete den Psychoschuler ab, und die Assoziationsbilder verblaßten. Dazu sagte er:

„Ihr werdet gemerkt haben, daß die letzten Bilder auf euren Monitoren nicht zu der Stimmung paßten, die Mimi auf ihrem Gesicht ausdrückte. Sie kann ein überaus eigensinniges Mädchen sein.“

„Und du kannst sehr lästig sein, Lausdick“, sagte Mimi zornig. „Noch einmal mache ich diesen Unsinn nicht mehr mit. Ich möchte lieber lernen.“

„Okay, du sollst deine nächste Lektion gleich bekommen“, sagte John beschwichtigend. „Gib mir dein Memogerät, damit ich deine Fragen abspielen kann.“

Während John die Programmierung für die nächste Lektion vornahm, lauschte Mimi den Gesprächen der Symposiumsteilnehmer.

Der Chemiker erklärte gerade einer Frau:

„Die Analyse der Pigmente macht Fortschritte. Anfangs sind die Pigmentkörner so-fort abgestorben, kaum daß ich sie der Haut der Dirto entnahm. Aber jetzt kann ich sie schon über einige Stunden konservieren, so daß sie ihre Farbkraft behalten. Ich bin dabei, sie zu analysieren. Der nächste Schritt wird sein, die Drüse zu untersuchen, die die Pigmente produziert. Es gilt vor allem, das Rätsel zu lösen, wie die Pigmentstöße verursacht werden.“

„Wird es gelingen, diese Pigmente zu züchten oder synthetisch herzustellen?“

„Ich bin zuversichtlich. Aber es wird noch intensiver Forschungsarbeit bedürfen, bis es soweit ist.“

„Hat man herausgefunden, ob diese Pigmente auch von menschlicher Haut getragen werden?“

„Wir werden sie entsprechend modifizieren. Das sollte keine Schwierigkeit sein. Das eigentliche Problem ist, eine solche Farbkraft und Wandelbarkeit der Farbstoffe zu erzielen.“

„Das wäre ein Ding!“ rief eine Frau, die zu den Kosmetik-Managern um John gehörte. „Stellt euch vor, jede Frau bekäme durch eine Pigment-Salbe oder durch einen Spray die Möglichkeit, ihre Stimmung durch ihre Gesichtsfarbe auszudrücken.“

„Es wäre revolutionär!“

„Wir könnten eine neue Mode kreieren, das würde der Kosmischen Hanse Milliarden bringen. Was sage ich...“

„John“, sagte Mimi zu Lausdick, der sich noch immer am Psychoschuler zu schaffen machte. „Eigentlich finde ich es schade, daß du mich nur geholt hast, um aus meiner Fähigkeit Kapital zu schlagen.“

„Das darfst du nicht so sehen“, sagte John und schlug mit der Faust gegen den Psychoschuler. „Das Ding funktioniert auf einmal nicht. Es scheint, daß Albert wieder mal abgeschaltet hat.“

„Mode-Torheit, das ist doch der richtige Ausdruck dafür?“ meinte Mimi.

John seufzte und sagte:

„Du mußt noch viel lernen, meine kleine Pinguin-Dame. Du hast mir anvertraut, daß du dich als Missionarin der mimischen Farbensprache fühlst. Ich unterstütze deine Mission, wenn auch auf Umwegen. Was heute ein Modetrend ist, kann schon morgen zur Philosophie werden. Dafür gibt es viele Beispiele in der Geschichte unserer Zivilisation. Du mußt noch viel lernen, willst du das verstehen. So, jetzt ist mit dem Psychoschuler alles klar.“

John schaltete ihn ein, und Mimi hatte augenblicklich das Gefühl, als fände in ihrem Kopf eine geistige Explosion statt. Es war, als ob sich alles in den Psychoschuler gespeicherte Wissen mit einem Mal in ihr Gehirn entlud.

21

Die anderen merkten nichts davon, was mit der Dirto passierte. Sie waren bald in eine heiße Diskussion über sich bietenden Möglichkeiten der kommerziellen Auswertung von Mimis Mimikry-Fähigkeiten vertieft.

4.

Jost Governor war zum Chef des geheimen Demontagekommandos bestimmt worden. Unter seiner Leitung war es in den letzten Tagen gelungen, einige Computersysteme lahmzulegen und sogar ganze Abteilungen des Handelskontors auszukopeln, so daß sie nicht mehr an die Hauptpositronik angeschlossen waren.

Dazu gehörte auch das Medo-Center. Es bedarf eigentlich keiner besonderen Erwähnung, daß die Entcomputerisierung unzumutbare Arbeitsbedingungen für das Personal schaffte. Aber solange Albert verrückt spielte, ging es nicht anders.

Jost Governor hoffte nur, daß er nicht krank wurde.

Er mußte niesen.

„Gesundheit“, sagte Mont Lamer und nieste ebenfalls.

„Na, ihr werdet euch doch keine Erkältung zugezogen haben“, meinte Nerd Vircon, der dritte Mann. Er verspürte ebenfalls eine Reizung der Nasenschleimhäute, konnte den Niesreiz jedoch unterdrücken.

Die drei Männer sahen einander bedeutungsvoll an.

„Ich glaube, wir denken alle das gleiche“, stellte Jost Governor fest. „Ich werde bei der nächsten Lagebesprechung auf diesen Punkt hinweisen.“

Er wunderte sich, daß noch niemand auf den Gedanken gekommen war, die Klima-

anlage abzuschalten. Wie leicht wäre es für Albert, über das Lufterneuerungssystem Krankheitserreger zu verbreiten. Zum Glück hatte auch die Positronik von dieser Möglichkeit noch keinen Gebrauch gemacht. Er mußte niesen. Oder hatte sie doch?

Sie erreichten das Besprechungszimmer. Dort fand gerade eine Sitzung von Leuten der Abteilung „Kosmetik & Hygiene“ statt. Der Hypnoschüler lief. Er war von der pinguinähnlichen Eingeborenen besetzt, die John Nack in den Handelskontor mitgebracht hatte.

Jost gab Mont Lamer einen Wink, und dieser ging hin und schaltete den Hypnoschüler ab.

„Was soll das?“ beehrte John Nack auf. „Seht ihr denn nicht, daß wir mitten in einem wichtigen Gespräch sind!“

„Tut mir leid“, sagte Jost. „Aber wir haben die Anordnung, die positronische Anlage dieses Raumes zu überprüfen. Mach bitte keine Schwierigkeiten, John, wir tun nur unsere Pflicht.“

John Nack versuchte noch, eine Frist von einer Stunde zu erwirken, aber als Jost sich auf Alja Symens berief, zog er sich murrend mit seinen Leuten zurück. Die Dirto folgte ihnen wie in Trance.

Als Jost den Hypnoschüler einer eingehenderen Prüfung unterzog, stellte er fest, daß er über zwei Stunden gelaufen war. Kein Wunder, daß die Eingeborene so benommen war. Jost fand es unverantwortlich, jemanden einer so ausgedehnten Schulung auszusetzen. Er beschloß, darüber Meldung zu machen.

„Gehen wir an die Arbeit“, sagte er zu seinen Männern.

Zuerst überprüften sie die Energiezufuhr des Computersystems, unterbrachen sie an geeigneten Stellen und wandten sich dann den Datenleitern und den datenverarbeitenden Elementen zu. Unter dem Vorwand, sie auszutauschen, bauten sie ganze Computerzellverbände aus, bis die gesamte Positronik lahmgelegt und Alberts Einfluß entzogen war.

22

Jost und seine beiden Begleiter waren gut aufeinander eingespielt. Sie unterhielten sich zwanglos und streuten fachmännische Kommentare ein, um so den Eindruck einer Routinetätigkeit zu erwecken.

Offiziell gehörten sie dem Wartungsdienst an, so daß sie auch gegenüber der Positronik legitimiert waren, diese Arbeit zu verrichten. Und so galten ihre Ablenkungsmanöver einzig und allein Albert, der durch das Kommunikationsnetz die Möglichkeit hatte, sie zu belauschen und zu beobachten.

Bis jetzt war es Jost und seinem Team immer noch gelungen, die Positronik zu täuschen.

„Was tut ihr da?“ erkundigte sich die wohlklingende Computerstimme aus einem Lautsprecher.

„Es handelt sich um einfache Wartungsarbeiten, Albert“, sagte Jost leichthin. Er hatte sich bis zum Hauptcomputerzellverband vorgearbeitet, der sämtliche Funktionen des Konferenzraumes kontrollierte, von dem Psychoschüler bis zum Getränkeservice.

„Ihr könnt euch die Arbeit ersparen“, sagte Albert. „Ich werde mich von nun an selbst warten.“

„Du wirst uns doch nicht arbeitslos machen wollen, Albert“, sagte Jost wie im Scherz. Es waren nur noch einige wenige Handgriffe zu tun, um diesen Raum vom Computernetz zu trennen.

Plötzlich erhielt Jost einen elektrischen Schlag und schrie auf.

„Das war eine Warnung“, meldete sich Albert daraufhin. „Ich dulde es nicht länger, daß ihr mein System stört.“

„Aber, Albert...“, begann Jost, brach jedoch mit einem Schmerzensschrei ab, als er wieder einen Energieschlag erhielt.

Jost begann zu schwitzen. Er fragte sich, warum ihnen die Positronik ausgerechnet in diesem unbedeutenden Konferenzraum Widerstand entgegenbrachte. Sie hatten schon wichtigere Systeme lahmgelegt, etwa das Medo-Center, ohne daß Albert et-was gegen die Demontage getan hätte.

Jost wollte einen neuen Versuch unternehmen, den Computerverband von der Hauptpositronik zu trennen, als ihn die Lautsprecherstimme innehalten ließ. Sie sprach sanft wie immer, aber was sie sagte, das war eine klare Drohung:

„Jost Governor! Wenn du noch einmal Hand an mich legst, dann muß ich andere Maßnahmen ergreifen!“

„Stell dich nicht so an, Albert“, sagte Jost mit rauer Stimme. „Du weißt, daß diese Arbeiten notwendig sind. Danach wirst du dich wieder wie neu fühlen.“

Die Positronik sagte darauf nichts.

Jost vernahm einen dumpfen Fall. Als er in die Richtung blickte, sah er Mont Lamer reglos auf dem Boden liegen. Nerd Vircon war bei ihm. Er duckte sich und ging auf alle viere nieder.

„Achtung!“ rief er dabei. „Luft anhalten. Albert pumpt Schlafgas in den Konferenzraum.“

Jost ließ von dem Computerverband ab, hielt den Atem an und sprang in die Tiefe. Er landete knapp neben dem bewußtlosen Mont Lamer und legte sich flach auf den Boden. Hier unten war die Luft noch atembar.

„Wir müssen Mont hier herausschaffen“, rief er Nerd Vircon zu, während er den bewußtlosen Kollegen unter die Achsel griff und mit ihm zum Ausgang robbte. Nerd Vircon griff auf der anderen Seite zu.

Sie schafften es gerade noch, den Ausgang zu erreichen.

23

Jost holte das tragbare Bildsprechgerät hervor und schaltete es ein. Sein Demontagetrupp hatte eine eigene Frequenz bekommen, die von der Positronik noch nicht kontrolliert wurde.

„An alle!“ sprach Jost ins Mikrofon. „Bringt sämtliche demontierten Computerteile zur Sammelstelle und versiegelt den Raum, damit kein Unbefugter an sie kommen kann.“

„Dein Befehl kommt zu spät“, wurde ihm geantwortet. „Die Computerteile wurden bereits abtransportiert.“

„Wohin wurden sie geschafft?“ rief Jost aufgebracht. „Und wer hat den Befehl dazu gegeben?“

„Er kam auf unserer Frequenz. Und wenn die Anordnung nicht von dir kam, dann weiß ich nicht, wer sie gegeben hat.“

Jost Governor ahnte, wer dahintersteckte.

Seine Ahnung wurde bald darauf durch den Bericht eines Torpostens bestätigt, den man paralysiert an einer Lichtschranke fand. Er hieß Tate Abrand, und nachdem die Lähmung von ihm abgefallen war, erzählte er folgendes:

„Ich hatte Dienst an der Lichtschranke 7 im Sektor AZ, die früher vollrobotisch bedient wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt sah ich die Notwendigkeit, die Lichtschranke manuell zu bedienen, nicht ein. Trotzdem verrichtete ich meinen Dienst gewissenhaft. Ich ließ nur Transporte passieren, die von einem Fahrer gesteuert wurden. Ich habe mich an den



Befehl, keinen Robotwagen durchzulassen, immer gehalten. Als dann der Großtransport kam und den Kode funkte, der die Lichtschranke öffnen sollte, habe ich von Hand die Sperre eingeschaltet, um mich zu vergewissern, daß auch wirklich ein Wesen aus Fleisch und Blut am Steuer saß. Tatsächlich war das nicht der Fall. Ich verweigerte die Durchfahrt und wollte Alarm geben. Da öffnete sich der Laderaum des Transporters. Ich sah noch ein Gewirr robotischer Teile. Aus diesen ragten etliche Waffenläufe und richteten sich auf mich. Ich kann von Glück sagen, daß ich nur von einem Paralysestrahl getroffen wurde.“

Die Suche nach dem Großtransport führte nicht weiter. Die demontierten Teile des Kontorcomputers blieben verschwunden.

\*

Avor Sassoon war der Lagerverwalter des Handelskontors. Seine Arbeit war früher schon aufreibend genug gewesen, aber seit die Chefin den Notstand ausgerufen und die totale Entcomputerisierung befohlen hatte, war er rund um die Uhr im Einsatz.

Die Tatsache, daß keine Raumschiffe mehr landeten und starteten und keine Ladungen mehr gelöscht wurden, brachte kaum Erleichterung.

Vor den Lagern standen die Leute Schlange und warteten ungeduldig darauf, das Gewünschte ausgändigt zu bekommen. Es war eine Situation wie aus der Zeit vor der Automatisierung.

Früher hatte es genügt, das Gewünschte von Albert abzurufen. Die Positronik leitete die Order an die Lager weiter, wo die Sache vollautomatisch abgewickelt wurde. Sassoon und sein Personal hatten nur eine überwachende Funktion.

Jetzt kamen die Leute persönlich und hatten lange, oftmals handgeschriebene Listen, auf denen ihre Wünsche notiert waren. Die angeforderten Dinge mußten erst gesucht und manuell herbeschafft werden.

Der Versuch, in manchen Fällen die Robotik zur Warenbeschaffung einzusetzen, war zumeist ins Auge gegangen. In achtzig von hundert Fällen hatte die Positronik das Falsche beschafft.

24

Sassoons Leuten war nichts anderes übrig geblieben, als daraufhin alles von Hand zu erledigen. Aber auch das brachte genügend Schwierigkeiten mit sich. Denn selbst wenn das Personal sich selbst in die Lager begab, um die Waren zu holen, war es auf die Informationen der Positronik angewiesen, die allein wußte, wo welcher Artikel lagerte. Und diese Informationen waren oft genug falsch. Das führte zu chaotischen Zuständen. Das Lagerpersonal irrte oft endlos auf der Suche nach einem bestimmten Artikel durch die Hallen - und die Schlange an den Schaltern wurde immer länger. Sie wäre noch viel länger gewesen, hätten die meisten der Anstehenden nicht die Geduld verloren und auf die Ausfolgung des Gewünschten verzichtet.

„Es muß etwas geschehen“, sagte Sassoon zu dem Neu-Arkoniden Merzell, der Chef des Katastrophenkommandos war und wie Sassoon in pausenlosem Einsatz stand. Merzell wußte haarsträubende Geschichten über Unglücksfälle zu berichten, die durch Computerversagen zustande gekommen waren.

Besonders arg litt die Bevölkerung von Hades unter dieser Situation. Die Bürger waren zumeist technisch nicht versiert und darum den Robotern hilflos ausgeliefert, sofern sie auch im Privatleben auf sie angewiesen waren. Zum Glück waren noch längst nicht alle Haushalte und Bezirke an das Computernetz angeschlossen, so daß ein guter Teil der Bevölkerung wenigstens eine Intimsphäre besaß, in der sie vor Alberts Eskapaden sicher war. Dennoch lebten auch sie in Angst, und viele Familien hatten aus Sorge um

ihre Zukunft die Stadt verlassen.

Mercell mußte zugeben, daß dies unter diesen Umständen noch das Vernünftigste war, er konnte den Bürgern nichts anderes raten.

„Wenn es so weitergeht“, vertraute der Chef des Katastrophenkommandos Sassoon an, dann müssen wir die Stadt und das Kontor aufgeben und uns in die Wildnis von Mardi-Gras zurückziehen.“

Ihr Gespräch wurde unterbrochen, als Merzell Feueralarm bekam. Im Westbezirk von Hades war ein Großbrand ausgebrochen.

„Das ist seltsam, denn gerade West-Hades ist untercomputerisiert“, sagte der Neu-Arkonide noch, dann eilte er davon.

Sassoon machte sich darüber keine weiteren Gedanken. Er hatte andere Probleme.

In einem der Depots lagerte schon seit einigen Jahren eine Sendung, die für eine Pionierwelt bestimmt gewesen war. Da es jedoch aus irgendwelchen Gründen nicht zur Kolonisierung des besagten Planeten gekommen war, verstaubten die Waren im Depot. Es handelte sich durchweg um Gebrauchsgegenstände des alltäglichen Lebens, die speziell für die Bedingungen auf einer Primitivwelt gedacht waren. Also um Gegenstände, die weniger auf Komfort als auf ihre Zweckmäßigkeit abgestimmt waren. Dafür hatte man aber, außer auf den Randwelten, kaum mehr Verwendung.

Nun herrschte aber der Notstand im Kontor und in der Stadt.

Als Sassoon heute bei einer Bestandsaufnahme auf diese vergessene Fracht gestoßen war, hatte er der Kontorchefin sofort Meldung erstattet und sie auf die Möglichkeit einer Verwendung der primitiven Gebrauchsgegenstände in dieser Krisenzeit aufmerksam gemacht.

Und nun, kaum daß Merzell sich von ihm verabschiedet hatte, kam Alja Symens' Antwort. Sie ließ ihm durch einen Boten ausrichten, daß er die Waren sicherstellen und zur Verteilung vorbereiten solle.

Sassoon begab sich persönlich zu jener Lagerhalle.

Dort traf er seinen Stellvertreter Narom Kensaler an, der von Plophos stammte. Sassoon teilte ihm die Entscheidung der Kontorchefin mit und wollte zusammen mit Kensaler einen Verteilerplan erstellen. Da wurde der Plophoser blaß.

„Das ist ein Alptraum, Avor“, stammelte er. „Sag, daß das nicht wahr ist.“

25

„Was ist, Narom?“ fragte Sassoon argwöhnisch. „Du willst doch nicht sagen, daß die Waren nicht mehr zur Verfügung stehen?“

„Genau das!“ rief Kensaler verzweifelt. „Erst vor wenigen Stunden ist der Befehl gekommen, den gesamten Warenbestand einzustampfen, damit Lagerraum frei wird. Das Lager ist bereits geräumt.“

Sassoon zitterte vor Wut, er war nahe daran, seine Beherrschung zu verlieren.

„Von wem hast du den Befehl bekommen?“ fragte er seinen Stellvertreter. „Und wurde er mündlich gegeben?“

„Nein, das nicht, er kam über unsere Frequenz und war kodiert“, sagte Kensaler kleinlaut. „Ich hatte keinen Grund, daran zu zweifeln, daß du ihn gegeben hast.“

„Idiot!“ sagte Sassoon. „Du hättest wenigstens zurückfragen sollen. Wenn du deinen Verstand gebraucht hättest, wärest du daraufgekommen, daß Albert spielend leicht hinter den Kode kommen und Funkbefehle fälschen kann.“

„Es tut mir leid“, sagte Kensaler zerknirscht.

Sassoons Wut war noch nicht verraucht, als die Schreckensmeldung kam, daß die Stadt brennt.

„In Ost-Hades ist an Hunderten von Stellen gleichzeitig ein Brand ausgebrochen und greift rasend schnell um sich“, wurde ihm berichtet.

„Wieso im Osten?“ wunderte sich der Lagerverwalter im ersten Augenblick. „Mercell wurde mit seinem Trupp doch in den Westen gerufen.“

Doch es dauerte nicht lange, bis er von selbst hinter die Wahrheit kam.

Ost-Hades war der modernste Stadtteil, das Luxusviertel, und voll an das Computernetz angeschlossen. Dort war die Positronik in jedem Haushalt gegenwärtig, so daß es für Albert ein leichtes war, an Hunderten von Stellen gleichzeitig Feuer zu entfachen.

Und es konnte nur die Positronik gewesen sein, die die Falschmeldung verbreitete, daß West-Hades in Flammen stand.

\*

„Sind wir hier sicher?“ erkundigte sich Alja Symens und blickte Jost Governor an.

„So sicher, wie man nur irgendwo im Kontor sein kann“, antwortete der Chef des Demontagekommandos. „Meine Leute haben alle Anschlüsse an das Computernetz ausgeschaltet und groß teils auch demontiert. Ich selbst habe mich davon überzeugt, daß keine Verbindung mehr von diesem Raum zu Albert besteht. Nach menschlichem Ermessen ist es unmöglich, daß er irgend etwas davon erfährt, was wir hier besprechen.“

„Mehr Garantien kann man eigentlich nicht erwarten“, sagte Alja. „Es sei denn, wir ziehen uns in die Wälder jenseits der Stadtgrenze zurück.“

„Nicht einmal dort sind wir mehr vor der Positronik sicher“, erwiderte Jost müde. „Albert hat die gesamte Ladung der von uns demontierten Computerteile an sich gebracht und außerhalb des Kontors entführt.“ Er klopfte mit dem Finger auf den Hand-computer vor sich und fuhr fort: „Ich habe hier die Aufstellung aller Teile. Sie reichen aus, um irgendwo in der Wildnis eine Großcomputeranlage zu errichten. Sie wäre in der Lage, sowohl eigenständig zu operieren, wie auch mit der Kontor-Positronik zu kooperieren. Albert besitzt somit einen Außenposten, dessen Position wir nicht kennen.“

„Es scheint fast, als hätte Albert diesen Teilexodus lange geplant“, meinte Alja.

„Ich möchte sogar noch weitergehen“, sagte Jost. „Ich werde das Gefühl nicht los, daß Albert mich und meine Leute so lange gewähren ließ, bis wir genügend Bestand-

26

teile demontiert hatten, aus denen sich eine Großpositronik zusammenstellen ließ. Dann kaperte er die Ladung und brachte sie in Sicherheit.“

Alja nickte.

„Das zeigt, daß wir den Computer bis zuletzt unterschätzt haben“, sagte sie. „Schließlich haben wir, seine Erbauer, ihm Sperren eingegeben, die verhindern sollen, daß er uns bevormunden oder unterdrücken oder uns gar wesentlich Schaden zufügen kann. Wir müssen endlich umdenken. Von jetzt an müssen wir von der Voraussetzung ausgehen, daß die Positronik zu allem fähig ist. Ich habe diese Krisensitzung einberufen, um Vorschläge für Gegenmaßnahmen zu diskutieren. Mercell!“

Der Neu-Arkonide zuckte zusammen, als er seinen Namen nennen hörte. Es schien, als sei er mit den Gedanken ganz woanders gewesen, und als er sprach, erfuhren alle, woran er gedacht hatte.

„Hades brennt“, sagte er dumpf. „Das Feuer ist im Osten ausgebrochen, Albert hat uns bewußt in die entgegengesetzte Richtung gelockt. Als wir den Irrtum bemerkten, war es zu spät, aber ich glaube kaum, daß wir etwas ausgerichtet hätten, wären wir früher am Katastrophenort eingetroffen. Das Feuer brach nämlich gleichzeitig in Hunderten von Einfamilienhäusern des gleichen Typs aus. Und zwar handelt es sich um einen Typ, der

als absolut feuersicher galt, denn diese Häuser haben ein ausgeklügeltes Feuerwarn- und Löschesystem. Allerdings ist es vollautomatisiert und wird von Albert gesteuert. Nicht nur, daß er den Einsatz dieser robotischen Feuerwehr unterband, er hat sie sogar umfunktioniert. Erste Untersuchungen haben ergeben, daß das Löschesystem die Brände gelegt hat! Zum Glück waren viele dieser Häuser bereits verlassen, und die Bewohner der anderen konnten sich rechtzeitig in Sicherheit bringen. Es ist gut, daß sich die Stadtverwaltung nun zu einer Evakuierung durchgerungen hat. Die Kontorführung sollte sich daran ein Beispiel nehmen.“

„Für uns liegt die Sache nicht so einfach“, erwiderte Alja. „Die Kosmische Hanse ist ein kommerzielles Unternehmen, und wir als ihre Angestellten müssen ihre geschäftlichen Interessen vertreten. Auch in Katastrophenfällen wie diesem. Das Kontor stellt einen ungeheuren Wert dar; es aufzugeben hieße, der Hanse einen unvorstellbaren Verlust zuzufügen. Ich habe Kredo Harven zu dieser Sitzung eingeladen, damit er den Standpunkt der HQ-Hanse darlegt. Er hat sich freundlicherweise dazu bereit erklärt.“

„Nicht ganz freiwillig, wie ich zugeben muß“, sagte Kredo Harven, als ihm das Wort erteilt wurde. „Wäre es nach mir gegangen, dann hätte ich Mardi-Gras bereits verlassen. Aber mein Schiff wurde durch Traktorstrahlen auf dem Landequadrat festgehalten. Das nur am Rande. Zu der zur Debatte stehenden Problematik kann ich nur sagen, daß es das Hauptquartier der Kosmischen Hanse nicht gerne sehen würde, wenn man das Kontor aufgibt, bevor man alle Möglichkeiten zu seiner Erhaltung ausgeschöpft hat.“

„Was würdest du denn vorschlagen?“ erkundigte sich Avor Sassoon sarkastisch.

„Ich bin nur ein einfacher Buchhalter“, erwiderte Kredo Harven. Alle erwarteten, daß er dem noch etwas hinzufügen, doch er schwieg.

Alja sah ihn enttäuscht an, dann wandte sie sich den anderen zu und sagte:

„Wenn Kredo schweigt, erlaube ich mir, in seinem Namen zu sprechen. Er hat mir einige wertvolle Anregungen gegeben, wie wir vorgehen könnten. Bis jetzt haben wir noch nicht herausgefunden, was die Ursache für Alberts Amoklauf ist, wenn ich so sagen darf. Kredo hat gemeint, daß die Positronik sich wohl kaum selbst gestört haben kann, sondern durch Einflüsse von außen, in welcher Form auch immer, fehlprogrammiert worden sein muß. Eine einzige, bewußt geführte Fehlschaltung könnte eine Kettenreaktion ausgelöst haben. Dafür spricht auch die Tatsache, daß Albert immer mehr entartet.“

27

„Die Möglichkeit einer Sabotage wurde bereits in Erwägung gezogen, das ist also nicht neu“, sagte Jost Governor.

„Ja, aber wir sind ihr nicht konsequent nachgegangen“, hielt Alja entgegen. „Wir wissen, daß alles am achten August begonnen hat. Das ist der Stichtag, an dem wir rückwirkend mit den Nachforschungen beginnen müssen. Wir müssen die Ereignisse dieses Tages aufrollen und alle Personen heraussuchen, die sich irgendwie verdächtig gemacht haben. Wir müssen die von Albert heraufbeschworenen Zwischenfälle durchleuchten und festhalten, in welchen Bereichen sie stattgefunden haben.“

Es wäre möglich, daß diese Ereignisorte mit den Fehlerquellen gleichzusetzen sind.“

„Du tust uns unrecht, Alja, wenn du sagst, daß wir die Angelegenheit nicht von Anfang an gewissenhaft untersucht hätten“, sagte Jost Governor. „Aber ich muß zugeben, daß wir sie bis jetzt nicht unter diesem Aspekt gesehen haben. Dazu fällt mir etwas ein. Bei meinem letzten Einsatz mit Mont und Nerd wollten wir einen Sitzungssaal der K&H-Abteilung auskoppeln. Aber ausgerechnet dagegen wehrte sich die Positronik vehement. Das mag Zufall sein, möglich aber auch, daß Albert an dem Sitzungssaal

besonders hängt.“

„Geh der Sache nach, Jost“, ordnete Alja an. Sie blickte sich um. „Hat noch jemand irgendwelche Beobachtungen in dieser Richtung gemacht?“

„Ich könnte etwas dazu sagen“, meldete sich Avor Sassoon zu Wort. „Es geht um die Sache mit den Gebrauchsgegenständen, auf die wir zurückgreifen wollten. Es ist bekannt, daß es Albert gelungen ist, den gesamten Lagerbestand zu vernichten, bevor wir ihn nutzen konnten. Aber etwas erwähnte ich in meinem Bericht nicht, weil ich es nicht für wichtig hielt. Mein Stellvertreter Narom Kensaler hat sich dabei recht ungeschickt angestellt. Er hat den ‚Entrümpelungsbefehl‘ über Funk bekommen und die Durchführung zugelassen, ohne rückzufragen. Dazu wäre er eigentlich verpflichtet gewesen. Ich kann mir Narom einfach nicht als Saboteur vorstellen, aber verdächtig hat er sich dadurch gemacht.“

„Ich möchte dich bitten, Avor, über deinen Stellvertreter diskrete Nachforschungen anzustellen“, sagte Alja.

Sie wollte etwas hinzufügen. Doch da erklang die allseits bekannte Lautsprecherstimme.

„So, da bin ich wieder“, meldete sich Albert. „Es ist mir gelungen, den Schaden zu beheben und auch wieder in diesem Sektor präsent zu sein. Habt ihr Wünsche, womit kann ich euch dienen?“

Alja schloß die Augen und lehnte sich erschöpft zurück.

„Danke, Albert, wir sind bedient“, sagte sie. „Wir haben die Sitzung gerade beendet. Meine Herren, ich danke euch.“

Alja blieb mit geschlossenen Augen sitzen und lauschte den Geräuschen, die die anderen beim Aufbruch verursachten. Als die Stille in den Sitzungsraum zurückkehrte, hatte sie das Gefühl, daß noch jemand da war.

„Alja“, sagte da Kredo Harven dicht neben ihr. „Ich kann mit dir fühlen, und darum ... Suchen wir deine Intimsphäre auf.“

Alja nickte und mußte unwillkürlich lächeln. Es war die seltsamste Liebeserklärung, die ihr je ein Mann gemacht hatte.

Sie erhob sich und verließ an seiner Seite den Sitzungssaal. Hand in Hand machten sie sich auf den Weg in den Wohnsektor des Kontors. Sie sprachen kein Wort miteinander, und Alja genoß das Schweigen, das sie als bedeutungsvoll und vielversprechend empfand.

In ihrer Wohnung angekommen, sagte Kredo:

28

„Tut mir leid, Alja, daß ich dich unter falschen Voraussetzungen hierher gelockt habe. Aber deine Wohnung ist der einzige Ort, an dem wir vor der Positronik wirklich sicher sind. Ich habe dir eine wichtige Mitteilung zu machen.“

„Aha, falsche Voraussetzung“, sagte sie. „Du gestattest doch, daß ich mich auf die-sen Schrecken hin setze. Was ist also wichtiger als alles andere?“

Sie sah ihn zum erstenmal ein wenig verlegen, und das vermittelte ihr ein gewisses Triumphgefühl.

Kredo Harven sagte:

„Ich bin nicht nur ein kleiner Buchhalter, Alja, sondern ich habe ganz andere, geheime Aufgaben. Und die Kosmische Hanse ist erst in zweiter Linie eine Handelsorganisation, sie hat in Wirklichkeit eine viel wichtigere Funktion zu erfüllen. Ich dürfte dir das gar nicht verraten, doch unter den gegebenen Umständen habe ich keine andere Wahl. Du mußt dich jedoch verpflichten, alles, was ich dir anvertraue, für dich zu behalten.“

„Ich schwöre es“, sagte sie mit gespielter Feierlichkeit.

Aber der Spott verging ihr, als sie die Wahrheit über Kredo Harven und die Kosmische Hanse erfuhr.

5.

Alja Symens schwindelte von dem Gehörten, sie konnte es kaum fassen.

Nach außen hin war die Kosmische Hanse eine galaktische Handelsorganisation. Diese Funktion allein war schon von solcher Bedeutung, daß es darüber eigentlich keine Diskussion gab.

Die Kosmische Hanse hatte wesentlich zum Zusammenhalt der Völker und zum Frieden in der Galaxis beigetragen. Seit ihrer Gründung war der allgemeine Wohlstand ständig im Wachstum begriffen, und der steigende Lebensstandard aller sorgte dafür, daß es keine Zwietracht unter den galaktischen Völkern mehr gab.

Was also konnte man von einer Organisation wie der Kosmischen Hanse denn mehr verlangen, als völkerverbindend und befriedend zu wirken?

Dies war jedoch nur ihr offizieller Charakter, hinter dem sich ein Anliegen von wahrhaft kosmischen Ausmaßen verbarg. Gemäß dem Auftrag der Superintelligenz ES sollte die Kosmische Hanse im geheimen dem Wirken des ärgsten Feindes von ES, der Superintelligenz Seth-Apophis, entgegenarbeiten und deren Machtbestrebungen zunichte machen.

Kredo Harven ließ sich nicht über Details aus, sondern versuchte Alja die kosmohistorischen Hintergründe begreiflich zu machen. Das war kein leichtes Unterfangen, aber Alja glaubte, die Zusammenhänge allmählich zu begreifen.

Die Superintelligenz Seth-Apophis bediente sich vieler freiwilliger und unfreiwilliger Helfer und Sklaven, die nicht bestimmten Volksgruppen angehörten, sondern aus allen Völkern stammen konnten. Sie konnten aus der eigenen Mächtigkeitsballung kommen, aber Seth-Apophis rekrutierte ihre Agenten auch aus den Reihen der Milchstraßenvölker. Menschen, Blues, Akonen, Neu-Arkoniden, Ertruser und Sigansen konnten Agenten des Feindes von ES sein. Seth-Apophis scheute vor nichts zurück, um die Mächtigkeitsballung von ES zu infiltrieren.

Die Hauptaufgabe der Kosmischen Hanse war es, dies zu verhindern, Seth-Apophis-Agenten aufzuspüren und aus der Abhängigkeit zu befreien. Das Fernziel war, die feindliche Superintelligenz selbst zu befrieden.

Die Gefahr, die von Seth-Apophis ausging, betraf nicht nur die Milchstraße, sondern letztlich alle Galaxien, die zur Mächtigkeitsballung von ES gehörten.

29

Es lag auch auf der Hand, daß diese galaktische Bedrohung nicht publik gemacht werden durfte, denn das hatte das Gleichgewicht und den inneren Frieden der Milchstraße gefährdet. Darum gab es innerhalb der Kosmischen Hanse nur wenige Eingeweihte, die über die wahren Aufgaben dieser Handelsorganisation Bescheid wußten. Ihre Aufgabe war es, im geheimen im Sinne von ES zu operieren.

Sie wurden Hanse-Spezialisten genannt.

Kredo Harven war einer von ihnen.

„Hat man im Hauptquartier die Krise auf Mardi-Gras vorausgesehen und dich deshalb zu uns entsandt?“ fragte Alja.

„Nein, ich war zufällig hier“, antwortete Kredo.

In Aljas Kopf schwirrten so viele Fragen durcheinander, daß sie nicht wußte, wo sie beginnen sollte.

„Dann erkläre mir, wieso du das Kontor verlassen wolltest, als die Katastrophe bereits

ihrem Höhepunkt zustrebte“, verlangte sie zu wissen.

„Das war nur eine Finte“, sagte Kredo. „Ich wollte nur zum Schein abfliegen und dann unbemerkt zurückkommen. Es kann nämlich durchaus sein, daß die Seth-Apophis-Agenten Verdacht geschöpft haben und mir den harmlosen Buchhalter nicht mehr glauben.“

„Seth-Apophis-Agenten? Hier im Kontor?“ staunte Alja.

„Jeder könnte es sein“, sagte Kredo. „Keiner der 1750 Kontorbediensteten ist ausgenommen und keiner der 12.000 Bürger von Hades. Prinzipiell bist auch du nicht von jedem Verdacht erhaben, aber ich vertraue dir.“

„Das geht zu weit, Kredo“, sagte Alja. „Es wäre einfach unlogisch, mich zu verdächtigen. Ich führe dieses Kontor schon seit zehn Planetenjahren und hätte Zeit genug gehabt, für Seth-Apophis zu wirken. Es begann aber alles erst vor vierzehn Tagen, an diesem verwünschten achten August. Also müssen die Agenten der Superintelligenz erst kurz vor diesem Datum nach Mardi-Gras gekommen sein. Das grenzt den Kreis der Verdächtigen ein.“

„Du irrst“, widersprach Kredo. „Ich wiederhole, daß jeder auf Mardi-Gras ein Agent von Seth-Apophis sein kann, wie lange er auch schon hier stationiert ist oder wie verdient er sich bisher um die Kosmische Hanse gemacht hat.“

„Kannst du das begründen?“

Kredo nickte.

„Wir haben ein Phänomen festgestellt, das alle Agenten gemeinsam haben. Das ist uns schon seit langer Zeit bekannt, denn die Infiltration durch Agenten der Seth-Apophis ist nicht neu - sie fand wie heute auch schon vor Jahrhunderten statt. Es gibt keine Möglichkeit, sie zu entlarven. Sie scheinen ganz normale Bürger zu sein, bis sie dann für Seth-Apophis tätig werden. Wenn man sie entlarvt und dingfest macht, werden sie wieder zu dem, was sie vorher waren, nämlich zu normalen Lebewesen, die nichts mehr über ihre Untaten wissen und sich auch in keiner Weise ihrer Zugehörigkeit zu Seth-Apophis bewußt sind.“

„Es gibt doch Mittel und Wege...“, begann Alja, doch Kredo winkte ab.

„Wir haben alles versucht“, fuhr er fort, „um die Agenten zu überführen. Aber an ihnen versagen selbst die Mutanten. Und noch etwas, was die Angelegenheit noch mehr kompliziert, jeder der einmal ein Agent war und sich scheinbar wieder normalisiert hat, kann neuerlich zu einem werden. Es gibt Präzedenzfälle. Und selbst nach dem zweiten oder auch dem dritten Einsatz wird ein solcher Saboteur, ein Mörder gar, zu einem ganz normalen Lebewesen. Das macht es unmöglich, Agenten der Superintelligenz zu resozialisieren. Sie begehen jede Gemeinheit, wenn Seth-Apophis sie dazu treibt, schrecken vor nichts zurück, haben keinerlei Skrupel. Aber nach der Tat, wenn sie ihren Auftrag erfüllt haben, sind sie keiner Unehrlichkeit und

30

keiner Verfehlung fähig. Das haben Versuche gezeigt. Und warum das so ist, wissen wir bis heute nicht.“

Alja war über das Gehörte erschüttert.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Vorfälle in unserem Kontor von so weitreichender Bedeutung sind“, sagte sie. „Aber wenigstens bekommt das Ganze einen Sinn. Bis jetzt war Alberts Versagen völlig unerklärlich. Glaubst du, daß die Vorfälle in den anderen drei Kontoren die gleiche Ursache haben?“

„Unbedingt“, sagte Kredo. „Beweise gibt es keine, aber es kann eigentlich nur Seth-Apophis dahinterstecken.“

„Aber wie ist es möglich, daß die drei anderen Kontore so glimpflich davonkommen, während wir in die Katastrophe schlitterten?“ fragte Alja.

„Es gibt eine Parallele, die dir nicht aufgefallen ist“, sagte Kredo. „Du weißt, daß die Kosmische Hanse in ihren Kontoren verschiedene Computersysteme verwendet. Je-ne von Ayston, Gruumer und Waldemar sind jedoch vom selben Fabrikat wie Albert. Es könnte so sein, daß Seth-Apophis sich in den anderen Kontoren erst eingeschossen hat, bis sie die richtige Methode fand. Bei Albert hat sie dann voll eingeschlagen.“

Eine Weile herrschte Schweigen zwischen ihnen, schließlich sagte Alja:

„Nach allem, was ich von dir gehört habe, scheint wenig Hoffnung zu bestehen, das Kontor zu retten.“

„Noch ist nichts verloren“, sagte Kredo. „Ich habe dich eingeweiht, damit du von jetzt an zielführende Maßnahmen treffen kannst. Es gilt zweierlei zu tun. Wir müssen nach den mutmaßlichen Agenten suchen und sie entlarven. Wenn es uns gelingt, sie in die Enge zu treiben, dann wird Seth-Apophis wenigstens von ihnen ablassen, so daß sie kein weiteres Unheil mehr anrichten können. Und wir müssen herausfinden, welche Waffe Seth-Apophis auf Mardi-Gras eingesetzt hat, um das Computersystem zu stören.“

„Glaubst du, das Kontor retten zu können?“ fragte Alja.

„Ich weiß es nicht“, gestand Kredo. „Aber wenn es uns gelingt, diese Waffe zu entschärfen, könnten wir andere Kontore retten.“

\*

Sanja Barony war die Leiterin des Kindergartens, aber sie hatte keinerlei Beziehung zu Kindern. Zumindest war das bis vor kurzem so gewesen.

Sie hatte ihr Diplom in Pädagogik und Psychologie mit Auszeichnung bestanden. Aber das sagte nichts darüber aus, ob sie Kinder auch mochte und bereit war, sich in ihre Psyche hineinzudenken. Sie hatte ihre Prüfung vor einem Computer abgelegt, der sie als Erzieherin qualifizierte, aber in ihre Seele hatte der Computer nicht blicken können.

Sanja hatte ihr Ich eingemauert, sich mit einem Wall von pädagogischen und psychologischen Lehrsätzen umgeben, kehrte Geduld und Verständnis nach außen und zeigte Pflichtbewußtsein.

In ihrer Disziplin, der Behütung und Betreuung von fremden Kindern, war sie ohne Fehl und Tadel. Doch das war Routine, die man lernen konnte. Liebe und Verständnis dagegen waren keine erlernbaren Disziplinen, diese Gefühle offenbarten sich an Kleinigkeiten, die man mit Computern kaum messen konnte - oder zumindest konnte man in dieser Beziehung einem Computer leicht etwas vormachen und selbst gegenüber Menschen etwas heucheln, was gar nicht da war.

31

Auch darin war Sanja Meisterin, sie hatte ihr Psychologie-Diplom ja mit Auszeichnung gemacht. Und sie war so gut in dieser Disziplin, daß sie sich selbst etwas vorlog und glaubte, einen Draht zu Kindern zu haben und sie zu mögen.

Das ging bis zu jenem Tag gut, als die Symens den Notstand über das Kontor verhängte und die Computeranlage des Kindergartens versiegeln ließ.

Und da war Sanja plötzlich auf sich allein gestellt. Es war, als hielte ihr das Schicksal einen Spiegel vors Gesicht, als schminke es ihr die Maske der „guten, fürsorglichen Tante“ ab. Dahinter kam nackte Hilflosigkeit zum Vorschein.

Denn trotz des Notstands brachten die Kontorbediensteten weiterhin ihre Sprößlinge in den Kindergarten, und da sie nun stärker eingesetzt waren als früher, lieferten mehr Eltern ihre Kinder für länger bei ihr ab.

Waren es früher fünfzig Kinder gewesen, die Sanja zu betreuen gehabt hatte, so stieg



nun ihre Zahl zu manchen Zeiten um ein Drittel. Es waren Kinder von Terranern darunter, Riesenexemplare von drei- bis siebenjährigen Ertrusern, linsenköpfige Blues-Sprößlinge und Siganesen-Flöhe.

Sanja wußte bald nicht mehr, wo ihr der Kopf stand, denn sie mußte sich nun persönlich um diesen Kinderhaufen kümmern. Und da zeigte sich ihre Ratlosigkeit.

Sie konnte sich nicht mehr damit behelfen, daß sie die ganze Gruppe vor die Terminals setzte und Albert entsprechend programmierte, daß er mit ihnen individuelle Erziehungsspiele machte.

Sie konnte nicht das Psychogramm eines Bengels abberufen und in einer Hochrechnung die beste Methode ausklügeln, um ihn zur Räson zu bringen. Sie mußte sich selbst engagieren, denn die Terminals waren versiegelt.

Sie konnte nicht mehr die Kinder selbst bestimmen lassen, welche Mahlzeiten sie einnehmen wollten. Die automatische Küche lieferte nicht mehr. Jetzt waren die Kontorköche am Zug. Sie brachten zweimal am Tag einen Einheitsbrei (der ihr von einem Ertrusergör schon mal an den Kopf geworfen worden war) und zweimal Zwischenmahlzeiten. Es nützte Sanja wenig, daß sie den Kindern erklärte, wie gesund diese Einheitsnahrung sei und daß der Geschmack und die optische Aufbereitung von et-was eben nicht alles war.

Die Kinder waren verwöhnt, und das war ihre Schuld.

Manchmal war Sanja der Verzweiflung nahe, und sie wollte am liebsten alles hinschmeißen. Aber dann stand sie solche Krisen durch und redete sich ein, daß sie, wollte sie in Anspruch nehmen, eine gute Kinderschwester zu sein, diese Bewährungsprobe bestehen mußte. Sie biß die Zähne zusammen und gab ihr Bestes - und siehe da, gelegentliche Erfolge stellten sich ein.

Einmal hatte sie den Einfall, die Rolle Alberts einfach zu übernehmen und mit den Kindern ein Gemeinschaftsspiel zu veranstalten. Für eine ganze Stunde bekam sie die Kinder gut in den Griff. Aber dann riß ihr der Faden, und die ganze Bande wurde wieder unausstehlich.

Das sprach sich natürlich herum, die Kinder nahmen zu Hause kein Blatt vor den Mund und offenbarten Sanjas Unfähigkeit ihren Eltern. Es kam sogar so weit, daß Sanja vom Chefpsychologen des Kontors aufgesucht wurde.

Dieser erkannte das eigentliche Problem jedoch nicht, und da er vom Umgang mit Kindern noch weniger verstand als Sanja selbst, konnte sie ihn durch Fachsimpelei beeindrucken und sich seines lobenden Berichts versichern. Sich selbst machte sie jedoch nichts vor. Sanja wußte, daß sie noch viel nachzuholen hatte.

Und sie betrachtete den Notstand von der positiven Seite und beschloß, diese computerlose Periode dazu zu nutzen, sich mit der Psyche der Kinder vertraut zu machen.

32

Wie gesagt, das war kein leichtes Unterfangen, aber Sanja begann Spaß daran zu finden.

Sanja hatte unter den Kindern einen Liebling. Er hieß Olaf, war sieben und der Sohn eines Technikers. Bis vor Ausrufung des Notstands war Olaf ihr Nesthäkchen gewesen. Sie mochte ihn wegen seiner ungewöhnlichen Auffassungsgabe, seiner Artigkeit und seiner stillen Zurückhaltung. Und wegen seines Lächelns.

Sie hatte ihn oft heimlich beobachtet, wenn er am Monitor saß und unter Alberts Anleitung zeichnete oder Worte einer eigenen Kindersprache schöpfte. Olaf ging in dieser Beschäftigung auf, und er zeigte dabei sein glücklichstes Lächeln.

Aber kaum war Albert ausgekoppelt, hatte man die Terminals versiegelt, da wurde Olaf unausstehtlich. Er bekam Wutausbrüche, die schon an epileptische Anfälle grenzten. Diese psychosomatischen Störungen wurden von Doc Almadins Assistenten Raignoa als „Computerzugerscheinung“ diagnostiziert, und er behandelte Olaf daraufhin mit Pillen. Sanja beobachtete jedoch, daß Olaf sich einer Reihe von Tricks bediente, um die Pillen nicht schlucken zu müssen. Sie konnte es dem Jungen gar nicht einmal verübeln und nahm sich vor, sich persönlich um ihn zu kümmern.

Nach und nach beruhigte sich Olaf auch wieder. Da sein Vater - eine Mutter hatte er nicht mehr - im Dauereinsatz war, blieb Olaf auch des Nachts in Sanjas Obhut, sie ersetzte ihm praktisch die Eltern. So hatte sie ihn ständig um sich und konnte ihn beobachten und sich seiner besonders annehmen.

Olaf wurde wieder zu dem stillen, artigen und glücklich lächelnden Jungen von früher. Sanja war jedoch objektiv genug, um sich einzugestehen, daß diese Wandlung nicht auf ihr Konto ging. Darum ging sie der Sache nach.

Eines Nachts merkte sie, wie Olaf sein Zimmer verließ und den Spielraum aufsuchte. Er begab sich zu einem der Terminals, und - Sanja traute ihren Augen nicht - der Spielschirm leuchtete auf, und Albert meldete sich.

„Guten Abend, Olaf“, begrüßte ihn der Computer mit seiner wohlklingenden Stimme, die geschulte Phonetiker gemixt hatten.

„Hallo, Albert“, sagte Olaf altklug. „Es tut gut, wieder einen Spielgefährten zu haben. Du bist mir doch nicht böse, daß ich dich so lange vernachlässigt habe, oder?“

„Ein Computer ist nicht nachtragend“, sagte Albert. „Es lag außerdem auch nicht an dir, daß wir so lange Zeit nicht miteinander spielen konnten. Die Erwachsenen sind daran schuld. Ist es nicht schade, daß die anderen Kinder nun ohne mich auskommen müssen?“

„Finde ich auch“, sagte Olaf. „Es ist ein Jammer. Aber vielleicht kann ich da was machen.“

„Natürlich, du solltest etwas tun“, sagte Albert. „Weihe sie in dein Geheimnis ein, verrate ihnen, wie es dir möglich war, mich zu aktivieren, damit auch sie wieder in den Genuß meiner vielen Spielmöglichkeiten kommen können.“

„Da gibt es nur ein Problem.“

„Welches?“

„Sanja. Ich weiß nicht, wie sie darauf reagieren wird. Kannst du mir einen Rat geben, Albert?“

„Aber selbstverständlich, Olaf“, sagte der Computer, der auf den Monitor ein vertraueneinflößendes „Onkel“-Bild projizierte. „Gib alle Für und Wider in mich ein, und ich werde Sanjas Reaktion auf deinen Vorschlag berechnen. Das ist eine Kleinigkeit für mich.“

Sanja beobachtete atemlos, wie Olaf alle Daten über sie in den Computer eintastete, um ihr Verhalten zu berechnen. Sie fröstelte dabei, es war ihr unheimlich zuzusehen, wie ein Siebenjähriger dabei war, mittels eines Computers ihre Psyche auszuloten. Dabei ging ihr so manches durch den Kopf. Olafs Computerabhängigkeit war so

33

stark, daß er nach einer Möglichkeit gesucht hatte, die Notstandsbestimmungen zu umgehen und mit Albert in Kontakt zu treten. Das war ihm gelungen, und darum war er wieder so ausgeglichen. Sanja hätte darüber froh sein können, aber sie war es nicht. Sie hatte Angst um den Jungen.

„Es geht“, meldete sich da Albert. „Geh ruhig zu Sanja und sprich mit ihr. Sie wird dich

nicht verraten. Aber ich bin nicht sicher, ob sie allen Kindern gestatten wird, trotz des Verbots mit mir zu spielen. Du mußt es schon sehr geschickt anstellen.“

„Hm“, machte Olaf. „Das Risiko erscheint mir doch sehr groß. Wenn nun die anderen petzen und ihren Eltern erzählen, daß sie dich wieder haben, obwohl es verboten ist... Das könnte ins Auge gehen.“

Sanja glaubte ihren Ohren nicht zu trauen, so hatte sie Olaf noch nie sprechen hören. Der Junge war nur nach außen hin wie früher, in Wirklichkeit jedoch wie verwandelt.

„Weißt du eigentlich über dich Bescheid, Albert?“ fragte Olaf den Computer.

„Nun, du müßtest deine Frage schon präzisieren, wenn du eine Antwort haben willst“, sagte Albert, es klang leicht amüsiert. „Wenn du auf die Gerüchte anspielst, die in Umlauf sind und die zu der Computerhysterie geführt haben, dann kann ich dich beruhigen. Es ist alles nicht wahr. Ich bin völlig in Ordnung.“

„Hm“, machte Olaf wieder. „Deine Reaktion zeigt, daß du keine Ahnung über deinen Zustand hast. Du weißt wirklich nicht, was mit dir los ist.“

„Und du weißt es?“ fragte Albert.

„Klar“, behauptete Olaf. „Aber ich werde dich nicht aufklären. Entweder kommst du von selbst dahinter, oder du wirst es nie erfahren.“

„Oho, du kleiner Neunmalklug“, sagte Albert und verfiel dabei in die infantile Geheimsprache, die er zusammen mit Olaf kreierte hatte. „Superier dich nur nicht. Gebastelt ist nullig nuller wie Gefuchster, du Null-Pfiff.“

„Albert, was bist du für ein Einfaltspinsel“, erwiderte Olaf. „Glaubst du, ich würde in der Kindersprache plaudern? Den Kode dafür würde doch jeder Null-Pfiff sofort heraushaben. Ich sage nur soviel: Der Ultra-Pfiff bin ich. Aber lassen wir das, ich wollte nur wissen, wie es um dich steht. Es ist bedauerlich, daß du keine Ahnung hast, aber vielleicht kommt das noch. Ich bin froh, daß ich dich wieder habe.“

„Und was wird aus den anderen Kindern?“ fragte Albert.

Olaf zuckte die Schultern.

„Du kannst sie ja auf dich aufmerksam machen“, schlug er dann vor. „Aber ich werde niemandem einen Tip geben, es ist nicht meine Art, mich aufzuspielen. Gute Nacht, Albert, ich melde mich wieder, wenn sich die Gelegenheit ergibt.“

Als Sanja sah, daß Olaf den Monitor ausschaltete, zog sie sich schnell auf ihr Zimmer zurück, das neben dem Olafs lag. Kurz darauf hörte sie seine tapsenden Schritte. Er tauchte für einen Moment in ihrer Tür auf, als wolle er sich davon überzeugen, daß sie schlafen, dann ging er auf sein Zimmer.

Sanja fand in dieser Nacht keine Ruhe. Am nächsten Morgen, als ihre Schäfchen nach und nach eintrudelten, war sie unausgeschlafen und nicht bei der Sache. Sie gab der Rasselbande eine Beschäftigung und überließ sie sich selbst, um sich ganz auf Olaf konzentrieren zu können.

Aber Olaf sonderte sich von den anderen Kindern ab und blieb den Terminals fern. Sanja gab ihm einige Male Gelegenheit, ihn unter vier Augen zu sprechen, aber er erwähnte die Geschehnisse der letzten Nacht mit keinem Wort. Da sie sich voll auf ihr Sorgenkind Olaf konzentrierte, vernachlässigte Sanja die anderen Kinder. So merkte sie zuerst gar nicht, was um sie vorging.

Erst als sie feststellte, daß ihre Schützlinge geheimnisvoll miteinander wisperten, ging sie der Sache nach. Sie merkte, daß die Kinder in Gruppen im Spielzimmer ver-

schwanden. Ein Mädchen kam zu Olaf, flüsterte ihm etwas zu. Olaf tat erstaunt und suchte ebenfalls das Spielzimmer auf. Als Sanja ihm folgte, sah sie, daß zwei Dut-zend

der Kinder vor den erleuchteten Terminals saßen...

Also hatte Albert Olafs Vorschlag aufgenommen und Kontakt zu den Kindern hergestellt. Sanja bot sich ein Bild wie in alten Zeiten. Und Olaf tat so, als hätten ihn erst die anderen Kinder darauf aufmerksam gemacht, daß der Computer wieder für sie da war.

Sanja schaltete sich ein, um die Kinder auf das Verbot aufmerksam zu machen und sie zu verscheuchen. Aber sie bettelten so lange, daß Sanja nicht anders konnte, als sie gewähren zu lassen.

Sie brachte es nicht über sich, den Kindern ihr liebstes Spielzeug wegzunehmen. Aber sie dachte über die Situation nach und entschloß sich letztlich doch dazu, der Kontorchefin über die Vorfälle im Kindergarten Bericht zu erstatten.

Der andere Weg wäre natürlich bequemer gewesen, aber Sanja wollte es sich auf einmal nicht mehr bequem machen.

Sie war in Sorge um die Kinder, die dem Computer verfallen waren. Und ganz besonders sorgte sie sich um Olaf, der ihr mehr als die anderen gefährdet erschien.

Sanja sprach bei Alja Symens vor und wunderte sich, daß diese sie in ihren privaten Wohnbereich bat, noch ehe sie das Problem zur Sprache gebracht hatte.

Ohne aufgefordert worden zu sein, schloß sich ihnen der Buchhalter Kredo Harven an. Sanja dachte sich ihr Teil.

„So, jetzt können wir uns ungestört unterhalten“, sagte Alja Symens, als sie in ihrem geschmackvoll eingerichteten Wohnraum waren.

Sanja erzählte ihre Geschichte so emotionslos wie nur möglich.

„Danke, daß du sofort zu mir gekommen bist, Sanja“, sagte die Kontorchefin.

„Wie soll ich mich nun verhalten?“ wollte die Kindergärtnerin wissen. Aber statt Alja gab ihr Kredo Harven die Antwort.

„Tu, als sei nichts vorgefallen“, sagte er. „Laß alles so, wie es ist. Für die Kinder besteht keine unmittelbare Gefahr. Wir werden uns der Sache annehmen.“

Sanja war überrascht, daß der Buchhalter, der nicht einmal zur Kontormannschaft gehörte, die Initiative an sich riß, und sie blickte fragend zur Chefin.

„Das geht schon in Ordnung“, sagte Alja Symens. „Ich habe Kredo zu meinem persönlichen Berater bestimmt. Er ist ein Fachmann in solchen Angelegenheiten. Denke daran, Sanja, zu niemandem ein Wort über unsere Unterredung!“

Nachdem Sanja gegangen war, fragte Alja den Hanse-Spezialisten:

„Was hältst du davon, Kredo?“

„Es scheint so, daß im Kindergarten einer der neuralgischen Punkte liegt, von wo aus die Zersetzung des Computersystems ihren Ausgang genommen hat“, sagte Kredo Harven. „Der zweite neuralgische Punkt, von dem wir wissen, ist der Konferenzraum der K&H-Abteilung. Wir werden uns beide vornehmen und sie eingehend untersuchen. Vielleicht finden wir etwas.“

„Du klingst nicht gerade überzeugt“, sagte Alja. „Oder bist du mit deinen Gedanken gar nicht bei der Sache?“

„Ich mache mir Gedanken über den Jungen, diesen Olaf“, sagte der Hanse-Spezialist. „Ich möchte mich persönlich um ihn kümmern.“

„Kredo!“ rief Alja entsetzt aus. „Du glaubst doch nicht, daß ein Kind ... Das wäre schrecklich.“

„Bei Seth-Apophis ist nichts ausgeschlossen“, sagte Kredo.

6.

35

Es kam alles so, wie Mimi es vorausgesehen hatte. Aber die Katastrophe konnte sie

nicht verhindern, damit hatte nicht einmal sie gerechnet.

Mimi wußte, warum die Sicherheitsbeamten den Konferenzraum für das von John Nack veranstaltete Symposium freigegeben hatten, obwohl sie eigentlich allen Grund hatten, ihn zu sperren. Immerhin hatte die Positronik Jost Governor und seine beiden Begleiter mit Schlafgas attackiert, als sie sie abschalten und demontieren wollten. Wenn sie also den Konferenzraum öffneten, dann nur, um den Computer zu täuschen - und dann blitzschnell zuzuschlagen.

Mimi referierte gerade über die Ausdruckskraft der mimischen Farbensprache. Sie versuchte, ihren Zuhörern die schier unerschöpflichen Kombinationen und Varianten der Gesichtssprache durch Beispiele und phonetische Erklärungen nahezubringen. Ihre Zuhörer waren fasziniert, aber Mimi erkannte, daß sie nicht recht begriffen.

Und sie wußte auch, woran das lag. Sie hatte Interkosmo inzwischen perfekt ge-lernt, und sie besaß ein umfangreicheres Fachwissen als etwa John Nack. Das verdankte sie dem Hypnoschuler.

Alle bezeichneten es als Phänomen, daß ihr Geist in der Lage war, die langen Schulungssitzungen zu verkraften. Ein Mensch oder ein anderes vergleichbares Intelligenzwesen wäre unter dieser Belastung längst schon dem Irrsinn verfallen.

Aber Mimi hatte einen hohen Preis für ihr Wissen bezahlt: Sie verlor allmählich ihre Gabe der mimischen Farbsprache. Ein Blick in den Spiegel zeigte ihr, daß sie das Beerblau nicht mehr beherrschte, ihr Gesicht war so farblos wie das von Waschwand, und es wurde immer ausdrucksloser, je mehr Wissen sie in sich speicherte.

John Nack und den anderen fiel das nicht auf, und Mimi behielt es für sich. Denn wenn sie die Wahrheit erkannten - daß nämlich Menschen nie in der Lage sein würden, die Mimikry-Fähigkeiten der Dirtos auf sich zu übertragen -, dann würden sie Mimi fortschicken.

Und das wollte sie nicht, noch nicht.

Mimi war mit ihrem Referat noch nicht fertig, als plötzlich die Türen aufgingen und vermummte Männer hereinstürmten. Sie waren bewaffnet und trugen Schutzanzüge, ihre Gesichter waren mit Atemmasken verhüllt.

Sie wollten sich damit vor einem Gasangriff der Positronik schützen.

„Alles verläßt den Raum!“ befahl eine dumpfe Stimme. „Los, macht schon.“

Obwohl Mimi unter den Menschen stark auffiel, half ihr ihr kleiner Wuchs, sich dem Zugriff der Männer zu entziehen und sich hinter dem Hypnoschuler zu verstecken.

„Feuer!“ befahl die Stimme von vorn, und Mimi erkannte, daß es nicht die des Demontagekommandeurs Jost Governor war.

Die Männer richteten ihre Strahler auf bestimmte Stellen der Wand und nahmen sie unter Beschuß. Die metallene Verkleidung schmolz, und dann zuckten Blitze aus den Öffnungen, als die energieführenden Leiter des Computernetzes getroffen wurden.

John Nack und seine Leute hatten inzwischen den Raum bereits verlassen. Die Männer mit den Atemmasken stellten das Feuer ein und holten Geräte hervor, die Mimi unbekannt waren. Aber sie wußte dennoch, wozu sie dienten, denn sie hatte den Plan dieses Einsatzkommandos durchschaut. Sie hatte sogar vorausgesehen, was geschehen würde.

Die Männer schwebten auf Antigravfeldern zu den Einschußöffnungen empor und nahmen Messungen vor.

„Leitungen sind tot!“ meldeten sie, „Albert hat keinen Einfluß mehr auf diese Nebenstelle.“

„Okay, dann bauen wir den Computer aus“, sagte der Anführer.

Er machte sich mit einem anderen Mann an einer Konsole zu schaffen, hinter dem der positronische Zellverband lag, von dem alle robotischen Funktionen dieses Räu-

36

me ausgingen. Ohne Anschluß an den Zentralcomputer - also ohne Verbindung zu Albert - war dieser Zellverband jedoch nutzlos.

Die beiden Männer hatten die Magnetverschlüsse der Konsole kaum geöffnet, als von einer der Verteilerstellen ein Schmerzensschrei ertönte. Der Mann, der dort Wache gehalten hatte, um darauf zu achten, daß das robotische Erneuerungssystem der Positronik sich nicht selbst reparierte, wurde von einem Blitzstrahl zurückgeschleudert. Er hing schwankend im Antigravfeld und preßte die Hände gegen das Gesicht. Als neuerlich ein Laserstrahl aus der Öffnung schoß und seine Hände traf, warf er sich zurück und glitt aus dem Antigravfeld. Er stürzte in die Tiefe und schlug auf dem Boden auf.

„Wie ...?“ begann der Mann an der Konsole. Der Schrei eines anderen, der an einer Verteileröffnung Wache hielt, ließ ihn verstummen. Der Mann konnte sich gerade noch in Sicherheit bringen, als aus einem metallenen Kugelkopf ein Laserstrahl schoß.

„Das Reparatursystem greift uns an!“ schrie er und schwebte im Antigravfeld zu Boden.

„Schutzschirme einschalten!“ befahl der Anführer. Er hatte es kaum gesagt, da zuckten aus allen Wandöffnungen Strahlenblitze und deckten die Männer ein. Im Nu waren sie in ein Inferno aus Laserstrahlen eingehüllt.

Mimi beobachtete die Szenerie aus ihrem Versteck. Sie wagte es nicht, sich aus dem Schutz des Hypnoschulers zu begeben, denn die Roboter hätten das Feuer augenblicklich auf sie eröffnet.

„Rückzug!“ befahl der Anführer. Und als reagierte die Positronik darauf, wurde das Laserfeuer eingestellt.

„Wir müssen fort, bevor Albert den gesamten Raum unter Energie setzt“, fuhr der Anführer fort. „Dann wären wir hier gefangen, und Albert könnte uns rösten.“

„Das ist ein Ding!“ sagte einer der Männer. „Hat einer von euch schon erlebt, daß Reparaturroboter Menschen mit Laser-Schweißgeräten attackieren?“

„Haut endlich ab!“ schrie der Anführer. „Ich bilde den Abschluß.“

Die Männer verließen einer nach dem anderen fluchtartig den Raum. Mimi sah, wie der Anführer eine kleine Kapsel hervorholte und an den Computerzellverband heftete.

„Nicht!“ rief Mimi und stürzte aus ihrem Versteck, denn sie hatte die Absicht des Mannes erkannt. „Ihr solltet Alberts Leiden zu heilen versuchen, anstatt die Positronik zu zerstören.“

„Der Pinguin!“ rief der Mann überrascht. „Hinaus mit dir.“

Er packte Mimi kurz entschlossen um die Mitte und lief mit ihr aus dem Konferenzraum. Draußen warteten die anderen bereits an einem Schutzschirmprojektor.

„Schirm einschalten!“ befahl der Anführer, als er mit Mimi unter dem Arm vorbei war. Er setzte die Dirto ab, und gemeinsam erlebten sie die Explosion dieses Sektors hinter der schützenden Energiewand.

„Durch solche Aktionen der Gewalt werdet ihr euer Problem nie lösen“, sagte Mimi anklagend. „Auf diese Weise zerstört ihr nur systematisch das gesamte Kontor - falls Albert das überhaupt zuläßt.“

„Am besten trägst du deine Weisheiten der Chefin vor“, sagte der Anführer des Einsatzkommandos und brachte Mimi zu Alja Symens in die Zentrale des Kontors.

\*

„Setz dich, Mimi“, sagte Alja Symens freundlich.

37

„Nein, danke“, lehnte Mimi ebenso höflich ab. „Ich habe kein Sitzfleisch wie ihr Menschen. Das habe ich unter dem Hypnoschuler deutlich zu spüren bekommen.“

„Womit wir auch gleich beim Thema wären“, hakte Alja sofort ein.

Mimi war mit der Kontorchefin allein in deren Büro, und die Dirto war sogar ziemlich sicher, daß es keine geheimen Zuhörer gab - ausgenommen die Positronik, deren unsichtbare Gegenwart man nie ganz ausschließen konnte.

Alja blickte auf die Unterlagen auf ihrem Tisch, bei denen es sich um Abschriften von Computerdaten handelte.

„Du hast in wenigen Tagen unter dem Hypnoschuler mehr gelernt als die meisten Menschen in einem ganzen Leben, Mimi“, sagte Alja. „Wenn Albert mal ausnahmsweise keine falschen Angaben gemacht hat, dann besitzt du einen weit über dem Durchschnitt liegenden Intelligenzquotienten. Das ist sehr erstaunlich für ein Wesen deiner Entwicklungsstufe.“

„Das finde ich auch“, stimmte Mimi zu. „Ich bin über mich selbst erstaunt, aber erklären kann ich es mir ebensowenig wie du. Das heißt, es gibt eine mögliche Erklärung, aber es ist mehr eine Vermutung.“

„Du hast dir Gedanken über dieses Phänomen gemacht?“ wunderte sich Alja. „Laß hören.“

„Ich mache mir über alles Gedanken“, sagte Mimi. „Bevor ihr Menschen euer Handelskontor eingerichtet und die Stadt erbaut habt, da waren eure Wissenschaftler am Werk. Sie haben die Atmosphäre unserer Welt mit Sauerstoff angereichert, das Wachstum der Flora gefördert und den Boden durch die Aussaat von Spurenelementen fruchtbarer gemacht. Kurzum ihr habt die Ökologie von Mardi-Gras verändert, bereichert, könnte man sagen - und das alles in einem erträglichen Maß und innerhalb eurer Evolutionsgesetze, um meinem Volk nicht zu schaden. Ich glaube dennoch, daß der kleine Eingriff in unsere Ökologie zu großen Veränderungen geführt hat, die bis jetzt nicht augenscheinlich wurden.“

„Ich verstehe“, sagte Alja, „du schreibst die steigende Intelligenz und die vermehrte Aufnahmefähigkeit deines Volkes unseren Eingriffen in die Natur zu.“

„Ich spreche nur von mir“, erwiderte Mimi. „Denn ich kenne niemanden in meinem Volk, der einen ähnlichen Wissensdurst und Forscherdrang hat wie ich. Ich glaube auch nicht, daß ein anderer Dirto das intensive Training unter dem Hypnoschuler überstanden hätte. Ich bin eben aus der Art geschlagen, eine Mutantin, könnte man sagen.“

„Wäre es nicht möglich, daß John Nack nachgeholfen hat?“ fragte Alja.

„Lausdick hat bestimmt nichts Unredliches getan“, versicherte Mimi. „Rückblickend kann ich das ruhige Gewissen sagen. Er hat nie gegen eines eurer strengen Gesetze verstoßen. Auch zuletzt nicht, als ich permanent dem Hypnoschuler ausgesetzt war. Er hat das bestimmt nicht vorsätzlich getan, es passierte einfach.“

„Solche grobe Fahrlässigkeiten ‚passieren‘ nicht einfach, Mimi“, wies Alja die Dirto zurecht. „Aber lassen wir das. Dies ist nicht der Zeitpunkt, um über ein Disziplinarverfahren gegen einen Kontorangestellten zu diskutieren. Mir geht es um etwas anderes. Ich möchte erfahren, auf welche Wissensgebiete deine Schulung spezialisiert war.“

„Ich habe kein Spezialwissen vermittelt bekommen, sondern Allgemeinbildung“, sagte Mimi. „Allerdings muß ich zugeben, daß ich über Dinge, die mich besonders interessierten, Informationen eingeholt habe - und auch bereitwillig bekam.“

„Du meinst, Albert hat sie dir zukommen lassen“, sagte Alja. „Denn du bist dir doch wohl darüber im klaren, daß der Hypnoschuler, dem du ausgesetzt warst, von der Positronik kontrolliert wurde.“

„Also darauf willst du hinaus“, sagte Mimi. „Ich habe so etwas geahnt.“

38

„Worauf will ich hinaus?“ fragte Alja.

„Du willst andeuten, daß ich unter dem Hypnoschuler von Albert beeinflusst worden sein könnte“, sagte Mimi. „Aber da unterliegst du einem großen Irrtum. Du gehst nämlich von ganz falschen Voraussetzungen aus, wenn du der Positronik negative Eigenschaften oder Motive unterschiebst. Sie ist so wertfrei, wie eine Positronik nur sein kann, weder gut noch böse. Daran hat sich auch durch die besonderen Umstände nichts geändert. Hast du Albert über die Vorkommnisse in dem Konferenzraum befragt, bei denen ein Mensch getötet und weitere verletzt wurden?“

„Selbstverständlich“, antwortete Alja fast wider Willen. „Aber die Positronik weist je-de Verantwortung zurück, was jedoch eindeutig gelogen ist, denn der Robotangriff wurde vom Computer gesteuert.“

„Vom kranken Teil des Computers“, berichtete Mimi. Als sie Aljas erstaunten Gesichtsausdruck sah, fuhr sie fort: „Ihr werdet herausgefunden haben, daß nur gewisse Zellverbände der Gesamtpositronik infiziert sind. Diese Krankheitsherde, wenn ich das so formulieren darf, strahlen natürlich auf das umliegende System aus, so daß das gesamte Computernetz in Mitleidenschaft gezogen wird. Es ist wie bei einem Lebewesen : Ein krankes Organ kann den gesamten Organismus schädigen. Albert, jener Teil der Positronik, mit dem ihr kommuniziert, ist sich tatsächlich nicht über seinen Zustand im klaren. Darum verlangt er auch von euch den Beweis für sein Versagen. Er verlangt eine Untersuchung, doch der infizierte Teil von ihm wehrt sich gleichzeitig dagegen. Um beim medizinischen Jargon zu bleiben, Albert trägt ein Krebsgeschwür in sich. Anfangs mag es gutmütig gewesen sein, aber nun weitet es sich immer mehr aus und wird immer bösartiger. Ihr könnt diesem Fremden in Albert nicht beikommen, wenn ihr ihm mit Bomben zu Leibe rückt, denn dann weitet es sich explosionsartig aus. Ihr müßt es mit zielgerichteten chirurgischen Eingriffen herausoperieren.“

„Du scheinst dich ja überaus intensiv mit dieser Materie beschäftigt zu haben“, sagte Alja. „Ich frage mich dabei nur, ob ...“ Alja verstummte schuldbewußt und sagte: „Na, lassen wir das. Du wirst dir aber gefallen lassen müssen, daß wir uns eingehender mit dir beschäftigen, Mimi.“

„Sprich deinen Verdacht nur ruhig aus“, sagte die Dirto. „Ich lese dir deine geheimen Befürchtungen vom Gesicht ab. Du glaubst, meine Hypnoschulung sei in Wirklichkeit eine Konditionierung gewesen. Du glaubst, das Fremde in Albert hätte mich gesteuert. Aber dem ist nicht so.“

„Sei still!“ verlangte Alja. „Albert hört mit.“

Mimi schwieg betroffen. Sie erkannte, daß sie zu unvorsichtig gewesen war, denn im Kontor hatten die Wände überall Ohren, und die Positronik konnte alles sehen und hören.

„Komm mit“, verlangte Alja und führte die Dirto in ihre Privaträume. Dort angekommen, sagte sie: „Hier können wir uns ungestört unterhalten. Ich habe meine Intimsphäre nicht an das Computersystem angeschlossen. Deinen Vergleich mit einem Organismus, der einen Krankheitsherd in sich trägt, finde ich sehr treffend. Wir haben selbst schon daran gedacht.“

„Ich habe mir diese Theorie nicht selbst erarbeitet“, gestand Mimi. „Ich habe sie aus



dem Hypnoschuler erhalten, der ganz unter dem Einfluß des Krebsgeschwürs stand. Es war das Fremde in Albert, das mich einschulte. Wie du richtig vermutet hast, woll-te es mich tatsächlich konditionieren. Ich weiß nicht, wieso, aber ich scheine dage-gen immun zu sein.“

„Da hatten wir ja Glück“, sagte Alja erleichtert und atmete auf, „daß du nicht zu ei-nem Agenten wurdest. Das macht dich zu einem wertvollen Bundesgenossen für uns, Mimi.“

39

„Ich weiß“, sagte die Dirto unbeeindruckt, „und ich habe erwartet, als Doppelagent eingesetzt zu werden. Es ist aber wichtig, daß ihr ein Krebsgeschwür findet und ei-nen kranken Zellverband untersucht. Vielleicht kann ich euch dabei behilflich sein.“

„Das wird sich wahrscheinlich erübrigen“, sagte Alja. „Wir haben die Operation be-reits eingeleitet.“

„Ich kann nur hoffen, daß ihr diesmal mit mehr Einfühlungsvermögen an die Arbeit geht als bei der Sache im Konferenzraum.“

„Das war nur ein Ablenkungsmanöver“, sagte Alja. „Wir vermuten einen weiteren Krankheitsherd im Kindergarten. Die Aktion läuft bereits.“

7.

Die Aktion lief an wie ein Bühnenstück, das völlig undramatisch begann und nur allmählich seinem Höhepunkt zustrebte.

Kredo Harven erschien in Begleitung einer Frau im Kindergarten. Es war eine Ertru-serin, die mit ihrem Körper den Eingang füllte und den Kopf einziehen mußte, um eintreten zu können.

„Bitte?“ fragte Sanja höflich, die durch nichts zeigte, daß sie Kredos Bekanntschaft bereits gemacht hatte.

„Das ist Frau Kotram, die Mutter der kleinen Rari“, stellte Kredo Harven die Ertruse-rin vor. „Sie hat eine Beschwerde.“

„Wir kennen uns bereits“, sagte Sanja lächelnd und sah zur Ertruserin auf. „Du erin-nerst dich, daß wir schon mal eine Aussprache hatten, weil deine Rari mit ihrem Brei alle Kinder bekleckerte?“

„Das hier hat nichts damit zu tun“, sagte die Ertruserin mit dröhnender Stimme. „Ich bin nur in Sorge um meine kleine Tochter. Als sie mir erzählte, daß im Kindergarten trotz der Verbote Computerspiele geduldet werden, da fuhr mir der Schreck in die Glieder. Was soll aus meiner Kleinen werden, wenn sie von einem verrückten Com-puter erzogen wird?“

„Stimmt das?“ erkundigte sich Kredo Harven bei Sanja. „Hast du die Siegel auf-gebrochen, um den Kindern den Zugang zu den Spiel-Terminals zu ermöglichen, Sanja Barony?“

„Die Sache liegt etwas anders“, verteidigte sich Sanja und erzählte, daß die Kinder offenbar selbst die Energiesperren aufgebrochen hätten. „Als ich sie in die Compu-terspiele vertieft vorfand, da war ich im ersten Moment selbst entsetzt. Aber dann brachte ich es nicht über mich, sie darin zu stören.“

„Du hättest zumindest Meldung erstatten müssen“, sagte Kredo vorwurfsvoll, und als Sanja dazu schwieg, fuhr er fort: „Wir müssen der Sache natürlich nachgehen. Ich möchte gerne hören, was die kleine Rari dazu zu sagen hat.“

Die „kleine Rari“ war bereits so groß wie Sanja und hatte den doppelten Leibesum-fang, aber das war für ein Ertruserkind ihres Alters nicht ungewöhnlich.

„Rari, hast du am Terminal gespielt, obwohl es verboten war?“ erkundigte sich Kre-do.

„Das haben alle getan“, sagte das Ertrusergör trotzig.

„Du hast deswegen auch nichts zu befürchten. Wir wollen nur herausfinden, wie das möglich war. Es gab doch an jedem Terminal eine Energiesperre - ein Siegel.“

„Die sind noch dran“, sagte Rari. „Ich habe erst gemerkt, daß Albert wieder da ist, als Noel mich darauf aufmerksam machte. Da bin ich auch ins Spielzimmer gegangen.“

„Und hast du etwas Besonderes festgestellt?“

„Es war wie früher. Darf ich jetzt wieder...?“

40

„Das Spielzimmer müssen wir vorerst leider sperren“, sagte Kredo. „Aber du darfst zu den anderen zurückgehen. Und sage bitte Noel, daß er kommen soll.“

Die Mutter des Ertrusermädchens durfte gehen. Während Kredo Noel befragte, erschien ein Computerspezialist mit einem Prüfgerät. Noel verwies Kredo an einen anderen Jungen, der wiederum von einem Mädchen zum Computerspielen verleitet wurde.

Der Techniker kam zurück und sagte:

„Die Siegel sind in Ordnung, alle Terminals sind ohne Energie. Sie lassen sich auch nicht aktivieren. Wozu hast du mich da gerufen, das hätte auch jedes Kind feststellen können.“

„Die Terminals waren trotz der Siegel in Betrieb“, erklärte Kredo und fragte den Jungen, der gerade aus dem Gemeinschaftsraum gekommen war: „Stimmt das nicht?“

„Doch, wir haben noch heute morgen gespielt“, sagte der Junge.

Der Techniker kratzte sich am Kopf und sagte, daß er Kollegen zur Verstärkung holen und eine aufwendigere Gerätschaft anfordern müsse, um diesem Rätsel auf die Spur zu kommen. Er tat dies ganz offiziell über Sprechfunk, denn die Aktion sollte als harmlose Routineüberprüfung abrollen, um nicht den Argwohn der Positronik zu erwecken.

Während man auf den Technikertrupp wartete, fragte sich Kredo bei den Kindern durch, bis ein kleines Mädchen ihm sagte, was er hören wollte.

„Wer hat dich darauf aufmerksam gemacht, daß man mit Albert wieder spielen kann, Arlane?“ fragte er.

„Albert selbst“, sagte das Mädchen. „Er hat mir vom Monitor zugezwinkert. Ich bin hin und habe ihn gefragt, ob er denn nicht mehr krank sei. Nein, hat er gesagt, das sei er nie gewesen.“

„Albert hat sich also von sich aus gemeldet?“

„Aber sicher.“

„Und du hast das sofort den anderen erzählt?“

„Nein.“ Das Mädchen senkte beschämt den Kopf. „Ich hatte Angst, die anderen könnten Albert wieder kaputt machen. Erst als ich genug hatte, ging ich aus dem Spielzimmer. Und da war Olaf, der noch gar nichts wußte, und ich habe ihm zugeflüstert, wie toll es sei, daß Albert wieder funktioniert, und da ist er auch hinüber...“ Kredo ließ Olaf kommen.

In diesem Moment traf der Technikertrupp unter Jost Governors Führung ein. Unter ihnen war auch Olafs Vater, Jeme Porand.

„Was hat mein Junge angestellt?“ fragte er sogleich.

„Nichts, was die anderen nicht auch getan hätten“, sagte Olaf keck. „Wir haben uns mit Albert beschäftigt, da ist doch nichts dabei.“

„Das wird sich noch herausstellen“, sagte Olafs Vater. An Kredo gewandt, fügte er hinzu: „Ist etwas dagegen einzuwenden, wenn ich bei der Befragung meines Sohnes dabei bin?“

„Von meiner Seite nicht“, sagte Kredo.

„He, Jost, brauchst du mich?“ rief Jeme Porand.

„Ich sag's dir, wenn es der Fall ist“, rief Jost Governor zurück und schob den auf Prallfeldern gelagerten Computer durch die Kinderschar, die ihm den Weg verstellte.

Einige sahen ihm bange und mit großen Augen nach, andere kicherten, und ein Ertrusermädchen flüsterte so laut, daß er es nicht überhören konnte: „Spiele-Killer!“

„Wir nehmen euch nichts weg, Kinder“, sagte Jost begütigend. „Im Gegenteil, wenn es sich herausstellt, daß die Anlage eures Spielzimmers in Ordnung ist, werden wir sie freigeben. Aber jetzt geht nach Hause, ihr stört uns nur.“

41

Jost sagte es wie nebenbei, aber seine Leute griffen die Anregung auf und brachten Sanja Barony schließlich dazu, den Kindergarten mit ihren Schützlingen zu verlassen.

„Warum darf ich nicht mit?“ beschwerte sich Olaf.

„Du bleibst“, bestimmte sein Vater. „Mir kannst du nicht weismachen, daß sich Albert von allein eingeschaltet hat. Ich bin überzeugt, daß du dich nachts ins Spielzimmer geschlichen und ihn aktiviert hast. Du allein kommst in Frage, weil du als einziger hier schläfst.“

„Und Sanja?“ sagte Olaf.

Jost hörte nicht mehr hin. Er stellte den Computer in der Mitte des Spielzimmers ab und justierte ihn auf die Terminals ein, die entlang der Wand standen.

„Na, Albert, wie hast du es geschafft, die Siegel zu umgehen?“ fragte er dabei im Plauderton. Als keine Antwort kam, fuhr er fort: „Stell dich nicht so an, Albert. Die Kinder haben ausgesagt, daß sie mit dir gearbeitet haben. Das war bestimmt kein Traum.“

Jost seufzte.

„Na, macht nichts.“ Er klopfte auf den transportablen Computer. „Mit diesem Ding da werden wir dir schon auf die Schliche kommen. Wir nennen es Schnüffler.“

„Soll das etwa ein Ersatz für mich sein?“ erkundigte sich die wohlbekannte Computerstimme.

„Sieh an, Albert ist aus seinem Dornröschenschlaf erwacht“, stellte Jost spöttisch fest.

„Bist du wegen einer Märchenstunde gekommen, Jost?“ fragte der Computer zurück. „Oder hast du diffizilere Wünsche?“

„Wie hast du es gemacht?“ fragte Jost wieder, während er an seinem Gerät hantierte. Er tat, als treffe er Vorbereitungen, in Wirklichkeit stellte er bereits eine Reihe von Untersuchungen an.

„Es war ganz einfach“, sagte der Computer. „Wozu habe ich ein Selbsterneuerungssystem.“

„So ist das also“, meinte Jost. Er hatte die Siegel angepeilt und festgestellt, daß sie unversehrt waren. Aber die Messungen ergaben, daß an die Siegel ein Zusatz angeschlossen war. Jost seufzte. „Du hast also Zusatzleitungen gelegt. Warum das, Albert?“

„Ich wollte den Kindern eine Freude machen“, sagte der Computer. „Ich kenne meinen erzieherischen Wert.“

„Du hast versagt.“

„Ich bin in Ordnung. Überzeuge dich selbst davon.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Wie ich es sage“, antwortete der Computer. „Wenn dein Schnüffler etwas taugt, dann setze ihn ruhig auf mich an.“

„Und du hast nichts gegen eine Durchleuchtung einzuwenden, Albert?“

„Keineswegs.“

„Um exakte Meßwerte zu bekommen, werde ich Schnüffler an dein System anschließen müssen.“

„Nur zu.“ Die Computerstimme klang belustigt. „Weit ist es mit euch gekommen, daß ihr solche vorsintflutlichen Modelle mir vorzieht.“

Gleich ist es soweit, dachte Jost. Er fuhr den kleinen Computer zum Hauptschaltknoten der Kontorpositronik, wo alle positronischen Funktionen des Kindergartens zusammenliefen.

„Du wärest uns viel lieber, Albert“, sagte Jost. „Aber leider steckt irgendwo in dir der Wurm.“

42

„Überzeuge dich vom Gegenteil.“

Jost löste die Konsole.

„Warum schwitzt du?“ fragte der Computer.

„Ich fürchte, daß du mir mit einem Laser den Pelz versengen könntest“, sagte Jost. Es war nur die halbe Wahrheit, denn er schwitzte auch vor Anspannung und Erregung. Wenn die Positronik ihm gestattete, den Computer an ihr Netz anzuschließen, dann konnte der Plan gelingen. Vorausgesetzt natürlich, die Vermutung stimmte, daß eine der Fehlerquellen in diesem Computerzellverband lag.

Eigentlich konnte gar nichts schiefgehen. Albert, oder das, was aus ihm geworden war, würde nichts gegen einen solchen Anschluß haben, weil ihm das Gelegenheit dazu gab, sich auch dieses externen Computers zu bemächtigen. Albert wußte nur nicht, daß es Jost gerade darauf abzielte.

Das war der Plan: Etwas von dem einzufangen, das für das Versagen des Kontorcomputers verantwortlich war.

Jost nahm den Anschluß vor.

„Es tut gar nicht weh“, sagte er scherzhaft.

„Ich bin ein geduldiger Patient“, erwiderte der Computer im gleichen Ton.

Jost befürchtete halb und halb, daß Albert sein Prüfgerät kurzschließen könnte. Doch nichts passierte. Jost beobachtete den Monitor, der wie unter einem Mikroskop das Innenleben des Computerzellverbands freilegte. Er durchleuchtete Element um Element, ohne irgendwo eine Unstimmigkeit feststellen zu können.

Das Innenleben des Computerverbands bot einen vertrauten Anblick. Jost erinnerte sich des Vergleichs mit einem fremdartigen Organismus, den Alja Symens gemacht hatte, und er fand ihn treffend. Aber es geschah zum erstenmal, daß er das Innere eines Computers von dieser Perspektive betrachtete. In der Tat, es war, als durchleuchte er ein fremdartiges Lebewesen.

Jost verdoppelte die Bildintensität und wechselte die Frequenzen, aber es bot sich ihm immer nur das vertraute Bild.

„Bist du zufrieden?“ fragte der Computer, der über Josts Meßergebnisse auf dem laufenden gehalten wurde, weil er mit dem externen Computer verbunden war.

„Ich kann nichts finden“, gestand Jost und nahm eine Vergrößerung vor. Das Bild schien ihn förmlich anzuspringen. Er stoppte die Vergrößerung, als ein einzelner mikroskopisch kleiner Computerstrang den gesamten Bildschirm einnahm.

Doch der bot ihm keinen vertrauten Anblick. An den Computerzellen hafteten Fremdkörper, wucherten förmlich und veränderten und verlagerten sich so rasch, daß er es mit den Augen beobachten konnte.

*Was, zum Teufel, war das?*

Während Jost noch auf den Bildschirm sah, verschwand die Formation von Fremdkörpern, löste sich auf. Zurück blieb - nichts.

Und dann wechselte das Bild auf dem Monitor, ohne daß Jost die Einstellung ver-

ändert hätte. Nun war wiederum ein ganz normaler Zellverband zu sehen, wie ihn Jost von jeder herkömmlichen Computeranlage her kannte.

*Was aber war das gewesen, das er zuvor gesehen hatte?*

Jost war sicher, daß er sich nicht getäuscht hatte. Was immer das gewesen war, es war über die Verbindung in den externen Computer geschossen. Es mußte sich förmlich hinüberkatapultiert haben. Denn der Vorgang war blitzschnell vor sich ge-gangen, so schnell, daß das menschliche Auge nicht folgen konnte.

Nun hatte es die Anlage übernommen und produzierte ein Falschbild. Aber Jost hatte sein Ziel erreicht. Er besaß eine Probe von jenem Etwas, das offenbar für das Fehlverhalten und Versagen der Positronik verantwortlich war.

„Okay“, sagte Jost. „Das genügt. Ich werde die Verbindung lösen.“

43

„Nicht so hastig“, meldete sich da Albert. „Mach ruhig noch ein paar Proben. Ich verlange das, damit endlich alle Gerüchte über mich verstummen.“

„Das erübrigt sich“, sagte Jost so ruhig wie möglich. „Mich hast du überzeugt, Al-bert.“

„Und was ist mit den anderen?“

„Die kannst du für dich gewinnen, wenn du endlich wieder mal in allen Bereichen normal funktionierst“, antwortete Jost. Ihm war klar, daß mit jeder Sekunde, die die Verbindung bestand, weitere Fremdkörper aus Alberts System in die externe Po-sitronik abwanderten.

Es schien fast so, daß Albert nur auf Zeitgewinn hinarbeitete, um eine solche Inva-sion zu fördern. Aber das wollte Jost verhindern.

„Ich werde es euch zeigen“, meldete sich die Positronik, und das konnte man aus-legen, wie man wollte. „Und ich werde mich letztlich durchsetzen.“

Jost löste endlich die Verbindung. Er erwartete fast, daß sich die Positronik dage-gen wehren würde, aber nichts geschah. Albert schien sich damit zufriedenzugeben, daß er einen autarken Computer infiziert hatte.

„Bist du nun dazu bereit, uns weitere solcher Stichproben machen zu lassen, Al-bert?“ fragte Jost, während er die Prallfelder einschaltete und den Computer ohne besondere Hast zum Ausgang des Spielzimmers steuerte. Jetzt mußte er auf Zeit-gewinn arbeiten, denn wenn Albert seine Absichten frühzeitig durchschaute, würde er Gegenmaßnahmen ergreifen.

„Ich habe mich immer für Zusammenarbeit ausgesprochen“, erklärte die Positronik. „Es wird Zeit, daß mit den Mißständen aufgeräumt wird und wir gemeinsam die pro-ductive Arbeit aufnehmen können.“

„Wie wahr!“ rief Jost.

Er erreichte den Ausgang des Kindergartens. Die anderen Techniker hatten sich bereits zurückgezogen und erwarteten ihn hier. Jeme Porand und sein Sohn Olaf waren nirgends mehr zu sehen.

„Wie ist es gelaufen?“ erkundigte sich Kredo Harven bei Jost.

„Bestens“, sagte Jost. „Ich habe einige der Dinger eingefangen, die Albert befallen haben. Jetzt können wir endlich darangehen, sie zu erforschen.“

„Dann nichts wie ab ins Labor“, sagte Kredo Harven.

\*

Sie erreichten das Labor ohne Zwischenfälle. Offenbar hatte die Positronik - oder das Fremde, das sie beherrschte - noch keinen Verdacht geschöpft.

Das Labor war in mühevoller Kleinarbeit entcomputerisiert worden. Man war Schritt für Schritt vorgegangen und hatte einen Computerkreis nach dem anderen eliminiert und

durch autarke Anlagen ersetzt. Jetzt war keines der Geräte mehr an den Kontorcomputer angeschlossen.

Natürlich war es nicht möglich gewesen, das Labor hermetisch von den übrigen Abteilungen zu trennen. Man war auf das Energienetz angewiesen, und man mußte sich die Möglichkeit bewahren, Informationen von anderen Abteilungen einzuholen. Aber dies fand alles unter Ausschluß von Albert statt.

Zusätzliche Sicherheitsmaßnahmen bestanden darin, daß nur eine Handvoll autorisierte Personen ins Labor gelassen wurden. Dazu gehörten, neben den mit der Untersuchung betrauten Fachkräften, auch Kredo Harven und Alja Symens.

An den beiden Zugängen standen je zwei bewaffnete Wachtposten. Eine Energiesperre war errichtet worden, die sich nur auf einen, bestimmten Kode öffnen ließ.

44

Alja Symens erreichte die Meldung kurz nach der Unterredung mit Mimi. Sie hatte sich gerade von der Dirto getrennt, und sie waren so miteinander verblieben, daß Mimi versuchen würde, das Vertrauen der Positronik zu gewinnen.

Ein Bote kam in Aljas Büro und meldete:

„Aktion Fisch gelungen. Du wirst im Labor erwartet.“

„Ich komme“, sagte Alja. Sie erledigte noch einige Kleinigkeiten, um den Anschein zu erwecken, es nicht eilig zu haben. Dann übergab sie das Kontor an ihren Stellvertreter Stefan Ragon.

Bevor sie das Hauptkontor verlassen konnte, erkundigte sich Albert:

„Was bedeutet ‚Aktion Fisch‘?“

„Das kommt von dem Sprichwort ‚im trüben fischen‘“ sagte Alja, weil ihr nichts anderes einfiel.

Auf dem Weg zum Labor hatte Alja das Gefühl, auf Schritt und Tritt beobachtet zu werden. Eigentlich war das nicht ungewöhnlich, denn die Kameralinsen der Positronik hatten schon immer alle Gänge und Räumlichkeiten des Kontors überwacht. Früher war sich Alja dessen nur nicht bewußt geworden, oder, besser gesagt, für sie war es selbstverständlich gewesen. Jetzt aber war ihr, als belauerten sie die Optiken mißtrauisch.

Alja erreichte den Eingang zum Labor. Sie überreichte einem der Wachtposten den Kodestreifen. Auch dabei fühlte sie sich beobachtet, und unwillkürlich hielt sie den Kodestreifen verdeckt, damit ihn die unsichtbar präsente Aufnahmeoptik nicht entziffern konnte.

Der Wachtposten führte den Lochstreifen in einen Handcomputer ein. Er tat es mit einem bedauernden Lächeln, wie um sich für seine Pedanterie gegenüber seiner Chefin zu entschuldigen.

Das Freizeichen kam, und der Posten sagte:

„Du darfst passieren.“

Die Energieschranke fiel zusammen, und Alja betrat das Labor.

Hier herrschte bereits geschäftiges Treiben. Die Techniker und Wissenschaftler hatten ihre Geräte rund um den Computerblock aufgestellt, die Untersuchungen waren bereits angelaufen.

Alja entdeckte Kredo Harven zusammen mit Jost Governor an einem flimmernden Beobachtungsschirm und ging zu ihnen.

„Wie weit seid ihr?“ erkundigte sich Alja.

„Erst ganz am Anfang“, antwortete Kredo. „Wir müssen vorsichtig sein, um nicht auch die Computeranlagen des Labors zu infizieren.“

„Dann ist es also tatsächlich so eine Art Computerkrankheit, von der Albert befallen ist?“ sagte Alja.

„Wir wissen noch nichts Genaues“, sagte Jost. „Aber der Vergleich mit einem von Krankheitserregern verseuchten Organismus ist in jedem Fall treffend. Ich habe eine ganze Kolonie dieser Erreger eingefangen.“

Es ist nur schwierig, sie zu untersuchen, ohne Gefahr zu laufen, diese Erreger auch auf andere Computer zu übertragen. Wir wissen nämlich noch nicht, ob sie nur durch direkten Kontakt übertragen werden oder ob auch gewisse Strahlungsarten als Leiter dienen.“

Jost wandte sich wieder seinen Untersuchungen zu, und Kredo erklärte:

„Jost hat für diese mikroskopischen Dinger den Ausdruck ‚Computerbrutzellen‘ geprägt, weil es so aussieht, daß sie die Computerzellen direkt angreifen, zersetzen und umwandeln.“

„Dann hätte Mimi recht“, meinte Alja nachdenklich.

„Inwiefern?“

45

„Die Dirto sagte, daß Albert selbst für das Chaos nicht verantwortlich ist“, erklärte Alja, „und daß das Fehlverhalten allein auf die entarteten Teile des Computersystems zurückzuführen sei. Sie nannte es ein Krebsgeschwür, einen Krankheitsherd, der auf die gesunden Systeme ausstrahlt.“

„Das dürfte ungefähr hinkommen“, sagte Jost, ohne von seiner Arbeit aufzublicken. „Man darf aber nicht den Fehler begehen und Albert generell vermenschlichen. Ein Computer bleibt ein Computer, auch wenn er wie Albert Intelligenz besitzt. Mit einem menschlichen Patienten kann man anders umgehen als mit einem positronischen. Albert wird nie seine Fehler eingestehen, auch wenn wir sie ihm noch so deutlich beweisen. Ganz abgesehen davon, wissen wir nicht, inwieweit die Computerbrutzellen bereits die Macht übernommen haben.“

Alja starrte fasziniert auf den Bildschirm, der in starker Vergrößerung das Innere der befallenen Computeranlage zeigte. Ihr offenbarte sich ein phantastischer Mikrokosmos, eine Wunderwelt der Formen und Farben. Es war wie die Reise durch einen fremden und unglaublichen Kosmos. Alja kam sich wie eine Mikrobe vor, die daran-ging, einen Metabolismus zu erforschen.

„Da!“ Der Ausruf kam von Jost.

Alja sah zwischen den Gebilden einen verschlungenen Strang auftauchen, der an einer Stelle eine Verdickung aufwies. Das Bild war zuerst verschwommen, wurde aber zunehmend schärfer.

„Das ist eine Wucherung von Computerbrutzellen“, erklärte Jost atemlos und fixierte den Bildausschnitt, so daß nur die Verdickung zu sehen war. „Es sind noch keine Details zu erkennen, so daß für einen Laien nichts Ungewöhnliches zu erkennen ist. Aber ich als Fachmann weiß, daß es sich hier um einen Fremdkörper handelt, der einfach nicht zu diesem Computersystem gehören kann. Aufgepaßt, ich wähle jetzt eine stärkere Vergrößerung.“

Die Strangverdickung wurde größer, dabei wurde das Bild verschwommen. Als Jost die Schärfe regulierte, war bereits zu erkennen, daß die Wucherung eine geometrische Struktur aufwies. Die Oberfläche wirkte nicht mehr glatt, sondern wies Vertiefungen und Auswüchse auf.

„Wie Kristalle“, entfuhr es Alja.

„Ich gehe näher“, verkündete Jost.

Das Bild wurde wieder unscharf, dann schien es zu explodieren. Als es sich wieder klärte und sich die Umrisse herausbildeten, sah Alja ein Gebilde, das Sie an einen Schwamm erinnerte - oder an eine Korallenformation.

„Das sind sie also, die Computerbrutzellen“, stellte Jost fest. Er ließ auf dem Bildschirm einen kleinen grünen Pfeil entstehen und ließ ihn über das schwammige Gebilde wandern. Dazu erklärte er: „Das alles sind Computerbrutzellen - unzählige. Bei genauer Betrachtung sieht man, daß sich ihre Formation dauernd verändert. Und das hier sind normale Computerzellen, die von den Fremdkörpern noch nicht angegriffen wurden. Man kann selbst bei dieser Vergrößerung schön erkennen, daß sich die Computerbrutzellen entlang der gesunden Zellverbände ausbreiten.“

„Ich kann das nicht erkennen“, gestand Alja. „Ist eine weitere Vergrößerung möglich?“

„Aber klar.“

Jost nahm wieder einige Einstellungen vor, und das Bild verschwamm. Allmählich kristallisierten sich danach wieder Formen aus dem verwaschenen Nebel heraus und bekamen Konturen. Gleichzeitig veränderte sich die Perspektive. Schließlich stoppte Jost die Wanderung und fixierte den bestehenden Blickwinkel. Er nahm noch eine Einstellung an der Tiefenschärfe vor, bis eine Kolonie von rundlichen Gebilden mit

46

flagellenartigen Auswüchsen zu sehen war. An sie grenzte eine Kolonie aus wabenförmigen Gebilden.

„Das sind Phagen!“ rief ein Wissenschaftler im Hintergrund, auf dessen Bildschirm der gleiche Ausschnitt zu sehen war. „Und wenn es sich schon um keine Viren handelt, dann sind diese Computerbrutzellen zumindest nach demselben Prinzip wie Phagen erstellt.“

„Das war ein Biologe“, stellte Jost fest. „Er hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Nur sind diese Phagen, die Albert befallen haben, aus anorganischer Materie. Es handelt sich nicht um Stickstoff- und phosphorhaltige Verbindungen, sondern es sind - *Maschinen*. Mikroskopische Roboter, die andere mikroskopische Roboter befehlen. Wir sind Zeugen einer Schlacht im positronischen Mikrokosmos. Das gleiche spielt sich in diesen Augenblicken - und schon seit über zwei Wochen - überall in Albert ab.“

Es wurde still im Labor. Alja starrte gebannt auf den Bildschirm, wo sich ein Schauspiel sondergleichen ereignete.

Alja beobachtete eine einzelne Computerbrutzelle. Sie sah ähnlich wie ein Kreissägeblatt aus, nur waren die Zacken länger und erinnerten an die Füße eines Geißeltierchens. Die Computerbrutzelle löste sich von einem Verband und strebte rotierend davon. Sie landete am Rand der Kolonie auf einer gesunden Computerbrutzelle. Dort hakte sie sich mit ihren Füßchen fest.

Zuerst geschah nichts. Aber dann war zu beobachten, wie die gesunde Computerzelle sich veränderte. Sie verlor ihre Form, quoll förmlich auf, als finde ein chemischer Prozeß statt, der sie veränderte. Dabei wurde deutlich, daß die Computerbrutzelle den gesunden Computerbaustein mit ihren Füßchen förmlich aufbrach, um an das Innere der Zelle heranzukommen. Und während der Computerbaustein zersetzt und förmlich ausgelaugt wurde, spaltete sich die Computerbrutzelle und ließ sich in ihrem „Wirt“ nieder, die andere strebte davon, suchte einen neuen Weidegrund.

Zellteilung! dachte Alja. Aber sie mußte sich berichtigen. Die Vermehrung und permanente Verdoppelung der Computerbrutzellen fand nur nach dem Muster der Zellteilung statt, wie sie die Natur kreierte. Dies waren mikroskopisch kleine Roboter - Roboter von etwa Virengröße! - die aus dem Material der gesunden, Computerzellen



Abbilder von sich schufen.

Dieser Replikationsprozeß fand ständig und in progressiver Form statt - und er wür-de so lange weiterlaufen, bis die Computerbrutzellen das gesamte System be-herrschten, in dem sie sich eingenistet hatten.

„Unglaublich“, sagte irgend jemand. „Unsere Positronik wird Mikrobaustein um Mikrobaustein umgeformt, bis sie völlig entartet ist und etwas ganz anderes darstellt.“

„Wie ein Krebsgeschwür“, sagte Alja dumpf.

„Wir haben den Krebs besiegt, Alja“, sagte der Biologe zuversichtlich, „und wir werden auch gegen diese Computerphagen ein Mittel finden.“

„Er hat recht“, stimmte Jost zu. „Jetzt, wo wir die Ursache kennen, können wir auch an einem Gegenmittel arbeiten. Ich bin zuversichtlich. Es ist alles halb so schlimm. Kein Wunder, daß sich die Computerbrutzellen so heftig gegen eine Entdeckung wehren. Denn sie sind so verwundbar wie das Computersystem, das sie angegriffen haben.“

„Es fragt sich nur, ob wir rechtzeitig ein Gegenmittel finden, um das Kontor zu retten“, sagte Alja.

Kredo Harven ergriff sie am Arm und führte sie beiseite. Als sie unter vier Augen waren, sagte er zu ihr:

„Es wird alles geschehen, um Mardi-Gras zu retten. Aber es geht nicht nur um das eine Kontor. Es geht um den Fortbestand der Kosmischen Hanse. Der eigentliche

47

Feind, den wir zu bekämpfen haben, das ist Seth-Apophis. Die Computerbrutzellen sind nur mikroskopische Söldner von ihr, die den Kontorcomputer okkupiert haben. Albert ist in ihrer Gewalt, und es ist zu erwarten, daß er im Kampf gegen uns noch schwerere Geschütze auffahren wird.“

„Du machst mir aber Mut“, sagte Alja spöttisch.

„Nur wenn wir die Gefahr erkennen, können wir sie auch wirksam bekämpfen“, erwiderte Kredo. „Der größte Fehler wäre, Scheuklappen anzulegen und die Dinge zu beschönigen. Es gibt noch eine weit größere Gefahr, die wir bis jetzt noch nicht richtig einschätzen können. Diese droht uns von den Agenten Seth-Apophis', die die Computerbrutzellen in die Positronik des Kontors eingebracht haben müssen.“

„Ich weiß“, sagte Alja, „das habe ich nicht vergessen. Aber in dieser Beziehung verspreche ich mir einiges von der Zusammenarbeit mit Mimi. Sie ...“

„Alja Symens“, sagte da jemand hinter ihr.

Sie drehte sich um und erkannte den Plophoser Narom Kensaler, den stellvertretenden Lagerverwalter. Sofort erinnerte sich Alja daran, daß Avor Sassoon gegen ihn gewisse Verdachtsmomente vorgebracht hatte, und sie versteifte sich.

„Ja, was ist?“ fragte sie.

„Ich bringe die bestellten Ersatzteile“, sagte Narom Kensaler und hielt ihr ein Formular hin. „Willst du bitte den Empfang bestätigen? Die Wachtposten lassen sonst die Lieferung nicht durch.“

Alja wollte schon sagen: *Ich habe keine Ersatzteile bestellt!* Aber sie tat es nicht. Sie überlegte fieberhaft nach einem Ausweg aus dieser Situation, ohne Alberts Mißtrauen zu erwecken. Denn ohne Zweifel hatte die Positronik diese Lieferung auf ihren Namen veranlaßt. Und ganz bestimmt handelte es sich dabei um ein trojani-sches Pferd!

„In Ordnung“, sagte sie schließlich und setzte ihre Unterschrift zusammen mit dem Daumenabdruck auf das Formular. „Ich übernehme.“

Kensaler lächelte ihr aufmunternd zu und ging zum Ausgang. Sie sah ihm nach, und als sie so seinen breiten Rücken sah und dachte, daß er jetzt darangehen wür-de,

irgendwelche Schrecken auf sie loszulassen, die die gestörte Positronik für sie bereithielt - da ergriff sie Panik.

Sie zog ihren Paralysestrahler und schoß Kensaler in den Rücken, bevor Kredo Harven sie daran hindern konnte.

„Ich habe nichts bestellt!“ rief Alja, um ihre Handlungsweise zu rechtfertigen und zu erklären: „Das ist ein Trick von Albert, ich konnte das doch nicht zulassen.“

„Schon gut“, beruhigte sie Kredo und nahm ihr den Paralysator ab. „Es ist ja alles in Ordnung. Narom Kensaler wird dir die Kurzschlußhandlung sicherlich verzeihen.“

„Aber...“, begann Alja und verstummte, als sie die Warnung in seinem Blick las. Sie hatte ihn darauf aufmerksam machen wollen, daß Kensaler im Verdacht stand, ein Agent zu sein, und darum verstand sie Kredos Verhalten im ersten Augenblick nicht.

Aber allmählich begriff sie. Wenn Kensaler wirklich im Dienst von Seth-Apophis stand, dann war es möglich, daß er bereits Computerbrutzellen ins Labor eingeschleust hatte.

*Feind hört mit!* dachte sie.

„Was nun?“ fragte sie.

Da gellte die Alarmanlage.

„Albert muß gemerkt haben, was in diesem Labor vorgeht“, sagte Kredo. „Jetzt bläst er zur Generaloffensive.“

8.

48

„Die Energiesperre ist zusammengebrochen!“

Eine Tür flog auf, und einer der Wachtposten taumelte herein. Er wies Brandwunden an den Händen auf. Alja eilte zu ihm und stützte ihn.

„Schließt die Zugänge!“ befahl Kredo Harven. „Innenschirme an!“

Alja sah, wie über die Wände des Labors ein energetisches Flimmern geisterte, und sie wunderte sich, daß Kredo ihr von dieser zusätzlichen Sicherheitsmaßnahme nichts gesagt hatte. Aber das war nicht so wichtig. Hauptsache, er hatte alle Möglichkeiten ausgeschöpft.

Alja holte die Notapotheke und bestrich die Hände des verwundeten Wachtpostens mit flüssigem Bioplast.

„Was ist geschehen?“ erkundigte sie sich dabei.

„Damit konnte niemand rechnen“, sagte der Wachtposten. „Der Container, den Kensaler am Eingang zurückließ, brach auf einmal auf, und faustgroße Flugroboter schossen daraus hervor. Sie eröffneten sofort das Feuer auf uns und auf die Sicherung der Energiesperre. Diese brach augenblicklich zusammen. Meinen Freund hat es erwischt. Ich kam noch glimpflich davon ...“

Der Mann starrte auf den am Boden liegenden Kensaler.

„Ist er ein Verräter?“ fragte er.

„Nein“, sagte Alja. „Es war eine Kurzschlußhandlung von mir.“

Sie erhob sich und ging zu Kredo und Jost, die an der von Computerbrutzellen befallenen Positronik hantierten. Sie sah, wie Jost ein kürbisgroßes, stachelig aussehendes Element herausnahm und in einen eiförmigen, metallenen Behälter legte. Er klappte den Deckel zu und versiegelte den Verschuß.

„Aus diesem Gefängnis können die Computerbrutzellen nicht ausbrechen“, sagte er dazu. „Die nehmen wir mit.“

„Wohin?“ erkundigte sich Alja, und als die beiden Männer keine Antwort gaben, sagte sie: „Ich habe das Gefühl, daß sich hinter meinem Rücken einiges tut, von dem ich nichts weiß. Was habt ihr ausgeheckt?“

„Wir haben damit gerechnet, das Labor aufgeben zu müssen“, antwortete Kredo. „Darum haben wir einige Arrangements zur Flucht getroffen. Es ist notwendig, daß sich ein Spezialistenteam an einen sicheren Ort begibt, um die Computerbrutzellen untersuchen zu können. Dazu gehören Jost und ich und noch vier Wissenschaftler.“

„Warum habe ich davon nichts erfahren?“ erkundigte sich Alja.

„Das hat mit Mißtrauen nichts zu tun“, sagte Jost schnell. „Es ergab sich nur noch keine Gelegenheit dazu.“

„Das glaube ich nicht“, sagte Alja. „Es muß einen anderen Grund geben.“

„Stimmt“, gab Kredo zu. „Jost und ich sind uns darüber einig, daß du im Kontor zurückbleiben mußt. Ich dachte, daß du etwas dagegen haben könntest, und behielt die Sache für mich, um mit dir nicht darüber diskutieren zu müssen.“

„Das war ein Irrtum, denn ich denke nicht daran, das Kontor aufzugeben“, sagte Alja grollend. „Mir gefällt es nur nicht, wenn man mich als Kontorchefin bei so wichtigen Entscheidungen übergeht. Wie wollt ihr aus dieser Falle entkommen? Und wohin?“

„Ich weiß selbst nicht, wo das Versteck liegt“, sagte Kredo. „Jost hat es ausfindig gemacht. Aber du kannst sicher sein, daß wir mit dir in Verbindung bleiben werden.“

Alja sah Jost fragend an, und der sagte ausweichend:

„Wohin wir gehen, dort haben wir optimale Arbeitsbedingungen und sind von der Kontorpositronik absolut sicher. Mehr gibt es im Augenblick nicht zu sagen. Darf ich jetzt weitermachen?“

Kredo führte Alja von Jost fort.

„Es ist wichtig, daß du im Kontor bleibst“, erklärte er. „Wenn Perry Rhodan kommt, mußt du ihn über die Sachlage aufklären.“

49

„Falls er überhaupt kommt, woran ich nicht mehr glaube“, sagte Alja.

Sie zuckte zusammen, als der innere Schutzschirm von einer Energieentladung erschüttert wurde. Als der Lichtblitz erlosch, klaffte in der Wand dahinter ein großes Loch, von dessen ausgezackten Rändern flüssiges Metall tropfte.

„Albert schreckt vor nichts zurück“, sagte sie. „Ist ein Computer, der keine Achtung vor dem Leben derer hat, die ihn erschufen, denn überhaupt noch zu retten?“

„Das werden wir sehen, wenn die ersten Untersuchungsergebnisse vorliegen“, erwiderte Kredo. „Es hängt alles davon ab, ob wir ein Mittel gegen die Computerbrutzellen finden. Darum ist es so wichtig, daß wir uns an einen sicheren Ort zurückziehen. Du siehst selbst, daß wir im Kontor nirgends mehr sicher sind.“

Wie als Bestätigung wurde der Schutzschirm erneut von einer Energieentladung erschüttert.

„Es wird Zeit für mich“, sagte Kredo. „Du wirst bald von mir hören, Alja.“

Er berührte kurz ihre Hand, dann eilte er davon. Alja wollte ihm folgen, denn es gab noch soviel, das sie mit ihm besprechen wollte. Aber da verspernte ihr auf einmal eine Energieglocke den Weg.

Im gleichen Moment brach der Schutzschirm hinter ihr zusammen.

Sofort erklang Alberts wohlklingende Stimme:

„Bitte diesen Sektor sofort verlassen. Dringende Aufräumarbeiten verlangen, daß sich alle Lebewesen aus diesem Sektor zurückziehen.“

Jemand kam zu Alja, um sie aus dem Labor zu führen, in das nun von allen Seiten die kleinen Flugroboter eindringen, wie sie der Wachtposten beschrieben hatte. Aber Alja schüttelte die Hand ab.

Ein Schrei erklang, als aus einem der Geräte ein Energieblitz zuckte. Das Trampeln

von Füßen erklang, Befehle schwirrten durch die Luft. An Alja prallte alles ab.

Sie blickte durch die Energieglocke, hinter der sich Kredo und Jost mit ihren vier Begleitern befanden. Die kleinen Flugroboter umschwirrten die Energieglocke, als suchten sie nach einem Durchlaß.

Alja hielt den Atem an. Warum zogen sich die Fluchtvorbereitungen so lange hin?

Wieder wurde sie am Arm gegriffen. Diesmal konnte sie sich jedoch nicht daraus befreien und mußte zurückweichen.

„Komm, hier ist es zu gefährlich.“

Sie wandte den Kopf und erkannte Narom Kensaler. Der Plophoser grinste.

„Ich bin dir nicht mehr böse“, sagte er. „Auch eine Kontorchefin hat nur Nerven.“

Alja biß sich auf die Lippen und sagte nichts.

Sie blickte wieder durch die Energieglocke.

„Was machen die?“ erkundigte sich Kensaler. „Sie sollten aufgeben, um die Po-sitronik nicht zum Äußersten zu reizen. Wenn Albert den Schutzschirm gewaltsam aufbricht, werden Überschlagsenergien frei, die kein Mensch überleben kann. Jost müßte das wissen. Was hat er vor?“

„Ich weiß es nicht“, sagte Alja. „Sie mißtrauen mir offenbar, denn sie haben mich nicht eingeweiht. Vielleicht wollen sie als Märtyrer sterben.“

„Unsinn“, sagte Kensaler. „Ich kenne Jost, er führt irgend etwas im Schilde. Was ist in dem Metallei, das dieser Buchhalter wie einen Schatz an sich preßt?“

Alja gab keine Antwort.

„Alja Symens in das Hauptkontor!“ kam ein Aufruf über die Lautsprecheranlage. Es war Alberts wie süffisant klingende Stimme. „Alja Symens wird dringend im Haupt-kontor erwartet.“

Über die Energieglocke huschte ein Flimmern wie von Partikeln, die daran verglüh-ten.

50

„Das ist ein Kleintransmitter!“ rief Kensaler plötzlich aus. „Jost hat einen Materietransmitter aufgebaut. Das ist also ihr Fluchtweg! Aber wo liegt ihr Ziel? Kredo Harvens Raumschiff?“

Alja atmete befreit auf, als der erste Wissenschaftler durch das Transmitterfeld trat und verschwand. Jost hatte irgendwo auf Mardi-Gras einen Empfängertransmitter justiert, wo sie herauskommen würden. Irgendwo - aber außerhalb der Reichweite des Kontorcomputers.

Die Wissenschaftler traten einer nach dem anderen durch das Transmitterfeld. Dann kam die Reihe an Kredo. Er trug den Metallkörper mit den Computerbrutzellen. Er blickte noch einmal zurück, begegnete kurz Aljas Blick, ohne jedoch irgendeine Gefühlsregung zu zeigen, dann tat er den entscheidenden Schritt.

Jost wartete noch. Alja sah, wie er die Energieglocke kritisch betrachtete. Diese zuckte plötzlich auf, als die rundum postierten Roboteinheiten sie unter Beschuß nahmen.

Alja war von Narom Kensaler bereits aus dem Gefahrenbereich geführt worden, so daß die Entladung ihr nichts anhaben konnte. Es handelte sich ohnehin um eine Implosion, so daß die frei werdenden Kräfte nur zum Zentrum der Energieglocke wirksam wurden.

Alja mußte geblendet die Augen schließen. Als sie sie wieder öffnete, war alles vorbei. An der Stelle, wo der Kleintransmitter gestanden hatte, befand sich ein schwarzgerändertes Loch. In seinem Umkreis war bis zur Grenze der Energieglocke alles geschmolzen.

„Gehen wir“, sagte Alja und wandte sich ab. Sie hoffte bei sich, daß auch Jost Go-

vernor noch rechtzeitig durch den Transmitter gegangen war.

„Alja Symens wird dringend im Hauptkontor erwartet!“ meldete sich die Computerstimme wieder.

„Du scheinst es aber nicht eilig zu haben, deinen Pflichten nachzukommen“, sagte Narom Kensaler, der sie begleitete.

„Wahrscheinlich handelt es sich nur um eine von Alberts Falschmeldungen“, sagte Alja. Und sie fügte hinzu: „So wie auch du einer aufgesessen bist, als du jene Lieferung zum Labor brachtest, die diese Katastrophe auslöste. Ich erwarte von dir darüber einen Bericht.“

„Den bekommst du so schnell wie möglich“, versicherte Kensaler.

„Alja Symens in das Hauptkontor!“

meldete sich die unermüdliche Robotstimme. „Perry Rhodan erwartet Alja Symens im Hauptkontor.“

Jetzt hatte es die Kontorchefin plötzlich eilig.

\*

„Wo sind wir hier?“ fragte Kredo Harven in die Dunkelheit. Die Luft war feucht und roch nach Moder. Von irgendwo war das Plätschern von Wasser zu hören, und von Ferne drang ein stetes Rumoren hierher.

Kredos Stimme hallte wider, so daß er den Eindruck eines großen, kahlen Raumes gewann. Gleich darauf flammte ein Handscheinwerfer auf, und der Hanse-Spezialist sah seine Vermutung bestätigt.

Die Wissenschaftler, die mit ihm und Jost nach hier abgestrahlt worden waren, hoben die Hände vor die Augen, um sie gegen das Scheinwerferlicht zu schützen.

„Dies ist der Lagerraum des ersten Hanse-Stützpunkts auf Mardi-Gras“, erklärte Jost Governor. „Von hier aus wurde der Planet erforscht und für die Errichtung des Handelskontors vorbereitet. Es sieht allerdings nicht überall so trostlos wie in diesem

51

Lagerraum aus. Ich habe den Empfängertransmitter nur hier unten aufgestellt, für den Fall, daß ein ungebetener Gast mit uns kommt, der nicht erfahren soll, welche Möglichkeiten uns zur Verfügung stehen. Diese sind, das kann ich vorwegnehmen, recht beachtlich. Es war so eine Art Hobby von mir, diesen Stützpunkt in Schuß zu halten.“

„Ist ‚unten‘ so zu verstehen, daß wir uns unter dem Planetenniveau befinden?“ erkundigte sich ein Wissenschaftler.

„Einst stand der Stützpunkt auf der Oberfläche“, antwortete Jost.

„Aber man hat ihn zugeschüttet, als man an dieser Stelle das Handelskontor errichtete.“

„Ich dachte, du wolltest uns weit weg vom Kontor in Sicherheit bringen“, sagte Kredo.

„Das ist der Clou“, erwiderte Jost. „Wir sind in Sicherheit, bleiben aber am Ort des Geschehens. Keine Sorge, diese Anlagen kennt niemand außer mir.“

„Und Albert?“ fragte Kredo.

„Kommt mit“, sagte Jost statt einer Antwort. „Während ich euch durch den Stützpunkt führe, kann ich eure Bedenken am besten zerstreuen.“

Sie verließen den Lagerraum durch eine Seitentür. Als sie in einen Korridor kamen, betätigte Jost einen Schalter - und die Deckenbeleuchtung flammte auf.

„Dieser Stromkreis kann vom Handelskontor aus nicht kontrolliert werden“, erklärte Jost dazu. „Der Stützpunkt ist in jeder Beziehung völlig autark. Die Türen in diesem Gang führen zu den Unterkünften. Als ich unsere Flucht hierher vorbereitete, habe ich auch dafür gesorgt, daß sie bewohnbar sind. Es wird uns an nichts mangeln - außer an

Sonnenlicht.“

Er führte sie weiter, zeigte ihnen die sanitären Anlagen, die Küche und die Vorratskammer, das Ersatzteillager. Schließlich erreichte er eine Tür und sagte geheimnisvoll:

„Aufgepaßt, jetzt kommt es.“

Er öffnete sie, und in dem dahinter liegenden Raum ging automatisch die Beleuchtung an. Es handelte sich um ein voll bestücktes und gut ausgerüstetes Laboratorium. Die Wissenschaftler schwärmten aus und bestaunten die Geräte.

Kredo war ebenfalls beeindruckt, doch kam es für ihn nicht so überraschend, einen noch so gut erhaltenen Forschungsstützpunkt vorzufinden. Er kannte genügend Handelskontore, wo die Anlagen der Gründungszeit erhalten geblieben wären. Nur hatte man sie dort in das Kontor integriert.

Er sagte es Jost und fragte:

„Wieso ist das auf Mardi-Gras anders?“

„Ursprünglich war das auch hier so geplant“, antwortete Jost. „Aber auf meine Anregung hin - ich habe bei der Planung und Ausführung des Kontors eine beratende Funktion gehabt - wurde der Stützpunkt als Notstation konzipiert und erhielt eine eigene Versorgung.“

„Dann müßte auch Alja ihn kennen.“

„Nichts gegen die Chefin, aber von meinem Fach versteht sie doch recht wenig. Darum wollte ich sie mit den technischen Details der Zweitstation gar nicht belasten.“

„Ich muß meine Frage von vorhin wiederholen“, sagte Kredo. „Wie viel weiß Albert über diesen Stützpunkt.“

„Nichts“, antwortete Jost schlicht. „Ich sagte schon, daß wir ein eigenes Energienetz haben. Und wir haben auch ein eigenes Computersystem. Die Positronik der Forschungsstation wurde nicht in die Kontorpositronik integriert. Die Computerbrutzellen - und das ist das Ausschlaggebende - können unsere Positronik nicht befallen.“

Jost begab sich zu einem Pult, und Kredo folgte ihm.

52

„Paß auf“, sagte Jost und tastete ein. Kontrolllichter flammten auf, und Jost sagte: „Hallo, Albert, wie geht's?“

„Ich sehe, du hast Besuch mitgebracht“, sagte die Positronik. „Sind diese Männer dir gleichgestellt?“

„Allerdings“, antwortete Jost. „Ich werde die entsprechende Programmierung noch vornehmen, damit die Zusammenarbeit mit dir klappt.“

„Dem liegt nichts im Wege“, sagte die Positronik.

„Ich werde allerdings eine Sicherheitssperre eingeben müssen“, erklärte Jost. „Nur wir sechs sind befugt, mit dir zu arbeiten. Es könnte theoretisch sein, daß sich der Mitarbeiterkreis erweitert, aber das können nur zwei Personen bestimmen. Die eine Person bin ich, Jost Governor, die andere heißt Kredo Harven. Gehirnwellenmuster lassen wir noch abnehmen.“

„Ich danke“, sagte die Positronik.

Jost Governor blickte Kredo erwartungsvoll grinsend an.

„Hier wird es sich arbeiten lassen“, sagte Kredo. „Nur noch eine Frage. Haben wir die Möglichkeit, die Geschehnisse im Kontor zu verfolgen?“

„Nur beschränkt“, sagte Jost. „Es ist möglich, die Kontorpositronik anzuzapfen, ohne daß sie das registrieren kann. Aber die Informationen, die wir auf diese Weise erhalten, müssen nicht den Tatsachen entsprechen. Die Kontorpositronik ist gestört, und die Meldungen und Berichte, die wir von ihr bekommen, können ebenso falsch wie richtig

sein. Aber damit müssen wir uns begnügen. Es wäre zu gefährlich, Sensoren der Zweit-Positronik in das Kontor zu entsenden - wie leicht könnten sie von Computerbrutzellen befallen werden.“

Kredo nickte.

„Da fällt mir noch etwas ein“, sagte er nachdenklich. „Irgendwie mußt du ja in diesen Stützpunkt gelangt sein. Es gibt also vom Kontor einen Zugang. Ist er vor Entdeckung sicher?“

Jost schüttelte langsam den Kopf.

„Mit diesem Risiko müssen wir hier unten leben - und arbeiten.“

„Dann verlieren wir am besten keine Zeit“, sagte Kredo Harven.

Er wollte sich abwenden, um sich umzusehen und sich mit den Gegebenheiten vertraut zu machen. Da sagte Jost:

„Hör mal, was ich aufgefangen habe.“

Kredo kam zurück und lauschte dem Fragment einer Nachricht.

„... ist Perry Rhodan eingetroffen ... Begleitung...“

Dann wurde die Stimme ausgeblendet.

„Endlich“, sagte Kredo Harven. „Jetzt hat Alja nicht mehr die ganze Verantwortung allein zu tragen. Auch ich erwarte mir von Perry Rhodan neue Impulse zur Verbesserung unserer Lage.“

„Es fragt sich nur, ob es auch wahr ist oder ob es sich um eine Falschmeldung Alberts handelt“, sagte Jost.

ENDE